Eine lateinische
Czarin und ihr Schicksal.

Historische Erzählung

von

Fr. Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
(Früher Kober & Markgraf.)
1862.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

2.

Inhalt des ersten Theils.

Eine lateinische
Czarin und ihr Schicksal.

I.

In Walujews Hause hatte sich äußerlich nichts verändert, seine Bewohner waren dieselben, wie einen Monat früher, ehe Praskowa als Dienerin der Czarenbraut erwählt worden war. Walujew wies sich nur schweigsamer als damals, sein ernstes Gesicht schien die Fähigkeit, sich zu einem Lächeln zu verziehen, verlernt zu haben, dagegen hatte der Mann an Frömmigkeit gewonnen, denn die Seinen überraschten ihn oft vor dem kleinen Hausaltar betend auf den Knieen liegen; aber Segen brachte ihm dieses inbrünstige Beten doch nicht, es mußte finster in des Mannes Herz aussehen, wie sein Blick finster und fast scheu unter den dichten Brauen hervorschaute.

Ephim war noch ganz derselbe, das sanfte gute Gemüth, die stille anspruchslose Heiterkeit; an ihm war nichts verwandelt, im Gegentheil schien er viel glücklicher sich zu fühlen als früher. Man konnte von ihm behaupten, er sei der kindlich heiterste Shiwopissetz (Heiligenbildermaler) in ganz Moskau. Seine Bilder wuchsen ihm unter der

fleißigen Hand schnell zur Vollendung und obwohl seine Malerei nur auf der untersten Stufe der Kunst stand, so war er doch voll jenes beseligenden Aufschwungs, wie ihn große berühmte Künstler ihren eigenen von Allen bewunderten Gebilden gegenüber empfinden und sich zu neuen Schöpfungen erheben und begeistert fühlen. Es war ein Glück für ihn, daß er seine Bilder so sehr liebte, denn von ihnen aus ging wahrhafter Zauber auf ihn über. Sie veredelten ihren Schöpfer und breiteten über sein einfaches Gemüth die schöne ruhige Klarheit eines kindlichen von keinen trübenden Leidenschaften gestörten Wesens. Zu dieser glücklichen Stimmung trug Praskowa's Gegenwart im väterlichen Hause nicht wenig bei. Er hatte durch ihre Abwesenheit erst fühlen gelernt, wie sehr er sie liebe. Früher, wo noch keine Trennung zwischen ihr und ihm stattgefunden, war er sich dieser gesteigerten Empfindung gar nicht klar bewußt gewesen, weil ihm damals die Erfahrung noch fremd war, Entbehrung eines gewöhnten Glückes uns erst dessen wahren Werth erkennen läßt. Jetzt wußte er es, wie innig sein Herz an ihr hing.

Freilich war mit Praskowa eine große Veränderung vorgegangen. Sie war nicht mehr das unbefangene Mädchen wie früher, das unbelastet von jeglichem Kummer heiter in's Leben schaute, glücklich in der kleinen Welt, in der es aufgewachsen und wo es zu Allem gehörte wie ein

unmittelbar hineinverwebtes Eigenthum, wie Alles zu ihm; es war ihr Vieles im Vaterhause fremd geworden, als wäre sie jahrelang fern gewesen und doch war es nur eine Abwesenheit von wenigen Wochen. Wie Blumen ihre Farbenpracht verändern und ihr ausströmendes Aroma schwächer wird oder sich ganz verliert, wenn sie in fremde Erde, unter fremden Himmel versetzt werden, so auch drückt der Wechsel des Kreises, in den das Geschick den Menschen drängt, in seinem veränderten Fühlen und Denken sich aus. Praskowa vermißte im Vaterhause so Manches, woran sie sich in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts im Kreml schnell gewöhnt, weil es wie ein Wohllaut zu ihrem leicht empfänglichen Herzen gesprochen hatte. Ihr fehlten zwei Wesen, zu denen sie sich unwillkürlich gezogen gefühlt: die Czarin Marina und der schöne Julian Golczewski. Deshalb lastete es wie schweres Weh auf ihrem Herzen, über Beider Schicksal eben so viel wie gar nichts zu wissen. Nur, daß Marina im Kreml als Gefangene gehalten werde, hatte sie erfahren, von Julian Golczewski aber keine Silbe.

War er als Opfer des mordlustigen Volkes gefallen im Kampfe, oder hatte er sein Leben retten können? Diese Frage, auf welche sie sich keine Antwort zu geben vermochte, betrübte sie tief und doch mußte sie diese Betrübniß sorgsam geheim halten, der Vater durfte sie nicht einmal ahnen, sein gegen die Lateiner von Haß erfülltes Herz

kannte keine Milde. Praskowa fühlte vor ihm jene Abneigung, welche ein Schrecken erregender Gegenstand dem Gemüthe einflößt.

Von Ephim hatte sie nichts zu fürchten, er war gut und keines Verrathes an ihr fähig, das wußte sie; aber eben dies Bewußtsein schlug sie auch mit Kummer. Sie sah es, wie glücklich in der Liebe zu ihr er sich fühlte, wie er in seiner stillen herzlichen Weise Alles that, was, wie er glaubte, ihr Freude bereiten konnte und deshalb drückte sie der Vorwurf um so mehr, ihn täuschen zu müssen. Ach, wie wenig Aehnlichkeit bot sein Erscheinen mit dem schönen Bilde Julians! Ephims baumlange Gestalt ohne alle kräftige Haltung erschreckte ihr Auge, wenn sie an Julian dachte. Sein Gesicht erschien ihr ausdruckslos gegen das Jenes, aus dessen Blicken Muth und Lebenslust blitzte. Sie hätte gern diese äußeren Vorzüge des jungen polnischen Cavaliers vergessen, aber sie waren zu fest ihrer Erinnerung eingeprägt und die schwungreiche Phantasie des jungen Mädchens lieh ihnen immer frische Farben. Schuldbewußt fühlte sich Praskowa in Ephims Nähe. So gut auch Natàscha war, so fehlte ihr doch Alles, um nur annähernd ein größeres Vertrauen von des Mädchens Seite zu rechtfertigen. Natàscha kannte Nichts, was über ihre sehr beschränkte und tief untergeordnete Sphäre im Hauswesen hinausreichte; der Ilia, ihres Vaters Diener, war es allein, der jetzt, wo Praskowa so viel Kummer

verschleiert im Herzen trug, sich ihr als ein wahrer, ergebener und nützlicher Freund zeigte.

Der alte treue Bursche nahm in weitausgedehntester Beziehung des Wortes die Stellung eines für Alles aufmerksamen Haushundes in Walujews Hauswesen ein. Er würde für seinen Herrn, dessen Tochter und Ephim, deren künftigen Gatten, durch's Feuer gelaufen sein, darin bestand seine Tugend, die er durch eine jederzeit außergewöhnliche Eßlust zu unterstützen verstand. Praskowa hatte ihn bisher wenig beachtet, seine Stellung hielt ihn zu sehr von ihr entfernt, als daß sie jemals hätte glauben können, der gute Esser sei für zartere Angelegenheiten als für die niederen Hausdienste zu verwenden, indeß das Unvermuthete drängte sich ihr bald als eine willkommene Ueberzeugung auf.

Ilia war die lebendige Zeitung in Walujews Hause und wenn auch die über die kleinen Ereignisse in der Nachbarschaft von ihm eingezogenen Nachrichten sehr oft der Begründung entbehrten, weil er sie in der Regel aus trüber Quelle, nämlich vom Hörensagen, schöpfte, so bereitete er doch mit der Wiedererzählung von dergleichen nur für die mit den Umständen bekannteren Personen Interesse habenden Dingen seiner guten und seine stets rege Eßlust protegirende Freundin Natàscha ungemein großes Vergnügen damit. Sie erfuhr mit vieler Selbstbefriedigung von ihm, wie bei dem reichen Kaufmann Iwan Iwantsch,

welcher für Kitai-Gorod, dem Kaufmannsviertel, ein bewunderter Matador war, Haus gehalten und die Küche bestellt werde, für eine sorgsame Wirthschafterin wie Natàscha gewiß eine höchst erquickliche Kenntniß . . . wie Saschinka Michailtsch, die nach dem Tode ihres Mannes mit erstaunenswerther Energie dessen Silbergeschäft fortsetzte und eine der glänzendsten Buden in den Rjädi besaß, ihr Haus verwalte, was bei einer Menge von Arbeitern, die dazu gehörten, gar nicht so leicht war. Ilia wußte genau zu sagen, wie viel Hochzeitskronen*) und zuweilen auch sogar für wen sie bei Saschinka Michailtsch (die in diesem nationalen Artikel einen besondern Ruf sich erworben hatte) bestellt worden waren, welche Kenntniß für Natàscha als eine höchst anziehende Erfahrung galt, denn sie rechnete fest darauf, daß Papinka (Papachen) Walujew die Hochzeitskrone für seine Praskowa nicht ohne ihre (Natàscha's) Zustimmung und vorheriger Be-

---

*) Die Hochzeitskronen spielen seit uralter Zeit in Rußland eine große Rolle, sie werden dem Brautpaare in der Kirche aufgesetzt. Es sind die wunderlichsten Kronen, die man sehen kann und bestehen aus vielen silbernen Blättern, Halmen, Aehren, Blumen u. s. w., in welches Geflecht man noch Sternchen aus Goldblech, Perlen, geschliffene Krystalle, Edelsteine, gemachte Blumen und viele andere Dinge hineinhängt.

rathung mit ihr über diesen wichtigen Gegenstand bei Saschinka Michailtsch bestellen, und ihr Geschmack dabei ein entscheidender sein werde. Jermolai's, des größten Wachskerzenhändlers von ganz Moskau umfangreiche Bude am rothen Platze sollte zu der bevorstehenden Hochzeit Praskowa's die schönsten vergoldeten Kerzen liefern; Ilia war genau mit einem der vielen Diener dieses reichen Wachskerzenfabrikanten bekannt und erzählte Fabelhaftes von den ungeheuren Geschäften dieses wächsernen Handelsmannes, der von dem emsigen Fleiße der ukrainischen Bienen so fett geworden.

Was in Katai-Gorod halbwegs nur einen Anspruch auf Interesse hatte, trug Ilia redlich seiner Freundin Natàscha zu, um sie gleichsam für den Vorschub, den sie seinem guten Appetite leistete, zu entschädigen. Daß auch Ilia im Kreml Bekanntschaft habe, erfuhr Praskowa zufällig. Ilia's Bruder Petruschka war von dem nunmehrigen Czaren Basil Schuiski zum Aufseher über die gefangen gehaltene Gemahlin des ermordeten Czaren Demetrius bestellt worden. Ilia erzählte dies mit allem Aufwand von Stolz auf einen Bruder, den ein so wichtiges und mit schwerer Verantwortlichkeit verbundenes Amt zu bekleiden man für fähig erkannt hatte. „Was aus einem Kutscher Alles werden kann!" sagte er ... „aber freilich, er hat seinen gnädigen Herrn mit solcher Zufriedenheit desselben gefahren, daß dieser ihn jetzt, wo

er unser allergnädigster Czar geworden, gar nicht anders hat belohnen können. Ich sehe es kommen, daß Petruschka, von dem man früher glaubte, er verstände sich nur darauf, ein Gespann zu lenken, noch dereinst im Bojarenrathe Sitz und Stimme erhalten wird."

Auf diese ihr gewordene Kenntniß baute Praskowa einen Plan, zu dem ihr Herz sie drängte. „Ilia," fragte sie gelegentlich den treuen Burschen . . . „hast Du mich, Deines Herrn Tochter, lieb?"

„Ich will mein Lebtag keinen Schtschi (Kohlsuppe) mehr essen und der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals nur eine Krume von Natàschas Pirogen (Pastetchen) oder Blinni anrühre!" betheuerte Ilia und in seinem Munde und bei seiner unermüdlichen Eßlust war das ein Schwur, der mehr in's Gewicht fiel, als wenn der orthodoxeste Rechtgläubige alle Heiligen angerufen hätte.

Praskowa sagte ihm, wie er ihr den größten Dienst erweise, für den sie ihm lebenslänglich dankbar sein wolle, wenn er ihr durch seinen Bruder Petruschka die Möglichkeit verschaffe, ihre jetzt so unglückliche Herrin Marina sehen und trösten zu können. Ilia meinte, das sei ein Wagestück, von dem er sich wenig Erfolg verspreche, denn Petruschka würde sich wohl schwerlich dazu verstehen, indeß er wolle es versuchen, wenn ihm Praskowa das Mittel der Ueberredung bei seinem Bruder, der ein großer Liebhaber von gebrannten Wassern sei, ge-

währen wolle. Der Branntwein, damals schon sehr geliebt von den Russen, gehörte jedoch noch nicht zu den ganz wohlfeilen Getränken, die sich Jeder verschaffen konnte, wenn er Appetit dazu verspürte, und darum konnte ein Geschenk von einigen Krügen Wodka (Wässerchen) wohl das pflichtgetreue Gewissen eines ehemaligen Kutschers verführen und Ilia brachte einige Tage später die höchst günstige Nachricht, daß Petruschka in Rücksicht auf ihr gutes Herz und weil er selbst mit seiner Gefangenen, obgleich sie eine Lateinerin sei, großes Mitleid empfinde, ihr seinen Beistand zusichere.

Packowa's Freude war außerordentlich, sie konnte kaum die Stunde erwarten, in der sie wie täglich am nächsten Tage zur Messe in die am rothen Platze gelegene Kirche ging. Dort harrte Ilia ihrer und eilte mit ihr nach dem Kreml. Dem Mädchen bebte das Herz vor Schmerz beim Anblicke des verwüsteten Palastes, in welchem noch vor wenigen Wochen ihre Gebieterin und deren Gemahl umgeben von Glanz und Pracht gewohnt hatten. Hohläugig wie ein Gespenst stand das stolze Gebäude da; die ausgeschlagenen Fenster deuteten die Vernichtung an, die über dasselbe ergangen war. Jetzt hielten keine in Sammet und Seide gekleideten deutschen Hellebardierer mehr Wache an dessen Portale, Verödung und Schweigen wohnten in demselben. Zitternd von dem Weh dieses Anblickes folgte Praskowa ihrem Führer in den Hof, die

große Freitreppe war noch mit Blutspuren von dem hier stattgefundenen Kampfe getränkt. Alles war still und unheimlich ringsum. Ueber eine Wendeltreppe gelangten sie zu der Amtswohnung Petruschka's, neben der ein Gemach zur Wachtstube für eine kleine Anzahl Strelitzen diente.

Petruschka hatte sich an dem reichlichen Geschenke Praskowa's ungemein ergötzt und als Zeichen seiner Erkenntlichkeit sein Staatsgewand, das er als Kutscher getragen, und das ihm, der kräftigen Mannsgestalt, ungemein wohl ließ, was er auch zu wissen schien und mit einer Art von Noblesse kund gab, zu ihrem Empfange angelegt. Sein blauer feintuchener Kaftan, von drei silbernen Knöpfen unter dem linken Arme und einem buntseidenen Gürtel um die Mitte des Leibes festgeschlossen und eng anliegend, fiel in reichen langen Falten ihm bis zu den Füßen herab. Die hohe vierkantige mit kostbaren Thierfellen besetzte Mütze deckte seinen bedeutend großen Kopf, dessen brandrothes Gesicht von einem langen buschigen Bart eingerahmt war. Das kragenlose Gewand ließ den Nacken frei, der überaus fleischig und breit etwas Stierähnliches hatte, da Petruschka den Kopf nach vorn geneigt trug.

„Es soll nicht sein, daß irgend Jemand mit meiner Gefangenen spricht; aber . . . die Heiligen mögen mir's vergeben! . . . ich bin ein zu gutes Herz, kann Niemand etwas abschlagen," sagte Petruschka. „Ich denke in

meiner unverzeihlichen Gutmüthigkeit, wenn Alles wäre, wie es sein sollte, hätten wir in unserm guten heiligen Rußland niemals nöthig, den guten Spruch „Kak ni Budg (So oder so) anzuwenden und wir würden um ein rechtschaffenes und sehr vernünftiges Wort ärmer sein. Kann ein guter Russe dergleichen wünschen? darum halte ich viel auf's „Kak ni Budg." Gott sei bei uns! Jeder muß etwas für's Vaterland thun."

Nachdem der würdige Petruschka solchergestalt sich in den Augen Praskowa's, die seine Gewissenhaftigkeit zu unerlaubter Ausschreitung verführt hatte, vollkommen gerechtfertigt glaubte, führte er sie zu dem Gemache, welches der so unerwartet aus den Himmeln ihrer Hoheit gestürzten Czarin zum Gewahrsam diente. „In einer halben Stunde hole ich Dich wieder ab," flüsterte er Praskowa zu, nachdem er ihr die mit Schlössern wohlverwahrte Thüre öffnete.

„Praskowa!"

Mit diesem Rufe, der zugleich Freude und Erstaunen ausdrückte, begrüßte Marina die Genannte, die vom Schreck, ihre frühere Herrin in einer Umgebung zu sehen, die so wenig mit deren Hoheit harmonirte, in Thränen ausbrach. Es war ein enges Zimmer, dessen vier kahle Wände an vielen Stellen selbst von dem Abputz entkleidet sich wiesen. In einer Mauervertiefung befand sich das ärmliche Lager der Besitzerin, von ein

paar Wolldecken überbreitet. Ein Schemel und ein roher Tisch vollendeten die ganze Ausstattung dieses Gefängnisses, dessen einziges halb erblindetes kleines Fenster mit dem Rahmen an die Decke anschloß und demnach der Gefangenen auch nicht einmal die Möglichkeit gestattete, hinauszusehen. Das durch dies Oberlicht erhellte Gemach schien ehedem zur Rumpelkammer gedient zu haben. Wenn ein solcher jeder Annehmlichkeit entbehrende Aufenthalt eine bittere Demüthigung für Marina sein mußte, so zeigte sie selbst in ihrem Aeußeren, welche entsetzliche Verwandlung in ihrem Geschick vorgegangen. Man hatte ihr nichts gelassen, als ihren Schlafmantel, alles Uebrige war ein Raub des Pöbels geworden, der die von ihr bewohnten Zimmer gänzlich verwüstete.

Die Schlauheit Basil Schuiski's hatte den Ausbruch des Aufstandes klug bis nach der Vermählung des zum Blutopfer auserkorenen Demetrius mit Marina zu verschieben gewußt, um somit die kostbaren Juwelen, welche der Czar seiner Braut nach Polen zum Geschenk geschickt hatte und mit denen sie, wie wohl zu erwarten war, sich bei den Hochzeitsfesten schmücken werde, wieder nach Rußland übergesiedelt zu wissen. Dies Calcül hatte sich als eine sehr kluge Voraussetzung bewährt. Mit den reichen Geschenken des Demetrius, welche in den Staatsschatz als zu diesem ursprünglich gehörend, nun zurückgekommen, waren aber auch Marina's eigene Ge-

schmeide mitgenommen worden. Ein förmlicher Raub aller ihrer Habe war an ihr geschehen, so daß sie nun als eine tief Verarmte vor Praskowa stand, die ihr zu Füßen kniend ihre Hand mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Stehe auf, Kind," befahl Marina . . . „stehe auf. In diesem Lande muß man keine Thränen der Liebe weinen, es sind nur verlorene Perlen. Darum siehst Du mich auch ruhig und gefaßt. Wir sind Thoren, wenn wir unsere eigene Kraft beugen durch ein Beklagen dessen, das zu ändern uns die Mittel fehlen."

„O meine gute gnädigste Herrin, was würdest Du von meinem Herzen denken, wenn ich keine Thränen für Dein Unglück hätte!" rief Praskowa.

„Ja Du bist gut, Kind. Der Himmel hat in diesem Lande, das mir und den Meinigen zum Fluch geworden ist, auch guten Saamen ausgestreut," sagte Marina bewegt. „Ich danke Dir für deine Liebe. Siehe, so arm hat man mich gemacht, daß ich blos sagen kann: ich danke Dir! Weiter ist mir nichts geblieben von aller Macht und Hoheit."

„Ich verlange ja keinen Dank," entgegnete Praskowa. „Es ist für mich eine Wohlthat, Dich wieder zu sehen, um die ich so vielen Kummer empfunden habe. Gewiß, gütige gnädigste Herrin, Du bist noch nicht arm, Du weißt immer noch ein Herz, das Dich liebt, nicht wegen Deiner Freigebigkeit in Geschenken, sondern um Deiner

selbst willen . . . es ist das meine. Würde ich denn sonst hergekommen sein?"

Marina küßte sie auf die Stirne. „Du sollst sehen, Kind, daß ich solch ein Herz wie das Deine, durch Vertrauen zu würdigen weiß. Siehe, daß ich jetzt über mein Schicksal ruhig bin, hat seine Ursachen," sprach sie. „Ich will mich nicht schämen, zu bekennen, daß ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes hier viele Thränen vergossen habe. Ach, die Erzählung vom Sturze der Engel aus den lichten Himmelshöhen in die finstern Tiefen der Verdammniß hatte an mir ihre Wahrheit bestätigt. Der furchtbare Wechsel meines Geschickes erschien mir so niederschmetternd, daß ich auch nicht einen trostreichen Gedanken in mir fand, auf den gestützt ich mich aufzurichten vermocht hätte. Erst nach mehreren Tagen kehrte mir die Besonnenheit zurück und ich ergab mich in mein Geschick. Der Stolz hob meine Seele wieder und ich sagte zu mir: Wie? im Glücke stolz auf unsern Werth sein, ist kein Verdienst, denn das Glück selbst ist die beste Amme desselben, doch im Unglück, im Leiden es zu bleiben, das erhebt uns über alle niedere kleinliche Gesinnung, das macht uns unserer selbst würdig. Wir dürfen nicht vor unserer Schwäche erröthen. So fand ich mich wieder, und jetzt bin ich voll Hoffnung auf einen neuen Wechsel des Geschickes."

„Ich verstehe Dich nicht, meine gnädigste Herrin."

„Ich glaube Dir das. Wie könntest Du auch wissen, welche Hoffnung mir geworden ist! Höre! der Czar, mein Gemahl, ist nicht todt, das Glück hat ihn in der wilden Verwirrung des abscheulichen Aufruhrs begünstigt. Er entfloh."

„Er entfloh?! rief Praskowa in höchster Ueberraschung.

„Nicht so laut," warnte Marina. „Ja er wurde gerettet. Freilich will man es in Abrede stellen, daß man nach seinem vermuthlichen Tode im Marstalle des Kremls die vier schönsten arabischen Renner vermißte und wenige Tage später Gerüchte umliefen, welche die glückliche Flucht meines Gemahls bestätigten. Basil Schuiski hat sogar einen Fährmann gefänglich einziehen lassen, weil dieser Mann unter seinen Freunden und Nachbaren erzählt hat, daß er drei russisch gekleidete, aber polnisch sprechende Herren über die Oka gesetzt und der Eine von ihnen beim Aussteigen aus dem Kahne ihm sechs Dukaten mit den Worten gegeben habe: „Du hast so eben den Czar übergesetzt. Wenn er mit einem polnischen Heere nach Moskau zurückkehrt, wird er Dir diesen Dienst nicht vergessen." Auch andere an der Straße nach Polen Wirthshäuser habende Leute haben das Zeugniß abgelegt, den Czaren gesehen zu haben. Basil zittert auf dem Throne bei dem Gedanken, daß der er-

mordet Geglaubte von ihm, dem Thronräuber, schwere Rechenschaft fordern wird."

Praskowa schien vor Erstaunen stumm geworden zu sein.

„Nun, Kind, hast Du die Sprache bei diesen guten Nachrichten verloren?" fragte Marina, „habe ich nicht volle Ursache zur Hoffnung auf den neuen Wechsel des Geschickes?"

„Ach, meine gütige gnädigste Herrin, ich bin wie von einem Zauber gefesselt," redete Praskowa ... „darf ich mich denn Deiner schönen Hoffnung wirklich so in ganzer Seele freuen? hat man Dich nicht vielleicht getäuscht mit dieser fröhlichen Nachricht?"

„Hier ist keine Täuschung möglich," entgegnete die Czarin ... „Xaver Golczewski entweiht sich nicht durch lügenhafte Erfindungen." Bei diesen Worten zog Marina ein paar Briefe aus ihrem Schlafmantel hervor, welche sie sorgsam bei sich verborgen trug. „Siehe Kind, diese beiden Schreiben sind mir durch irgend einen guten Geist, den ich nicht kenne, zugekommen," sagte sie ... Einer der mich verhörenden Bojaren ist ein unbekannter Freund, der seiner selbst willen sich gegen mich in's Gewand des Geheimnisses hüllt. Ich fand, wenn diese Herren mich verließen, die Briefe auf mein Bett geworfen. Sie sind Balsam für mich geworden, in ihnen fand ich Nachricht über meines gnädigen Herrn Vaters und der Seinigen Geschick. Pater

Xaver Golczewski, mein . . . Pflegebruder, theilt mit ihm das gleiche Loos unrechtlicher Gefangenschaft. Auch Julian, sein Bruder, bewohnt dasselbe von Strelitzen umstellte Haus mit ihm."

„Slawa Bogu (Gott sei gepriesen)!" rief Praskowa tief Athem schöpfend . . . „Julian lebt! . . . sie haben ihn nicht getödtet, wie ich fürchtete."

„Glaubst Du nun an meine Hoffnung auf baldigen Wechsel meines Geschickes?" fragte Marina lächelnd.

„Ja, meine gnädigste Herrin, und ich bitte Gott, daß er den Czaren, Deinen Gemahl, unseren allergnädigsten Herrn, mit Sieg begleite bei seiner Rückkehr nach Moskau."

Die Zeit, welche Praskowa zum Besuche bei der Czarin gegönnt war, flog in stürmischer Eile ihrem Ende zu. Sie hörten schon wieder die schweren den Corridor entlang hallenden Tritte des für die Wahrheit der Sprichwörter seines Vaterlandes so angelegentlich besorgten Petruschka. „Ich rechne darauf, daß Du wieder kommst, Kind . . . bringe mir alles zum Schreiben Nöthige mit, ich wünsche meinem gnädigen Herrn Vater Nachricht von mir zu geben," flüsterte ihr die Czarin zu, und Praskowa versprach es. Petruschka rief in die Gefängnißzelle hinein: „Die Zeit ist um . . . heraus da, Praskowa Walujewna.

Hier gilt kein „Kak ni Budg (so oder so), 's ist ein Ausnahmefall."

Petruschka durfte nicht durch Zögern erzürnt werden und so verließ Praskowa, ihm folgend, ihre Herrin. „Väterchen," sagte sie zu ihm unterwegs, ... „würdest Du mir böse werden, wenn ich Dir einige schöne Heiligenbilder verehre, denn Du bist so gütig gegen mich und wenn ich morgen zur Kirche gehe, will ich recht aus vollem Herzen beten, daß die heilige Mutter von Wladimir das Verdienst Deines guten Herzens belohne durch ein hohes und einträgliches Amt, dessen — wer es auch sein möge — gewiß Niemand würdiger ist, als Du."

„Du bist sehr einsichtsvoll, ich hätte das bei Deiner Jugend nicht für möglich gehalten, aber es freut mich recht sehr," antwortete Petruschka geschmeichelt. „Nun ich glaube Dir sagen zu können, daß Du sehr gut in der Welt Dein Fortkommen finden wirst, den Du begreifst den Werth des Sprichwortes „Kak ni Budg." Es ist eine große Weisheit darin . . . so oder so, gut oder übel, es taugt für alle vorkommende Fälle und ich bin so sehr für den guten Spruch, daß ich, ohne Dich zu ehren, die Heiligen und den guten Wodka (Wässerchen) von Deiner Einsicht annehme."

„Es wird mir zur Freude gereichen, Dir durch Dein Brüderchen Ilia Beides schicken zu dürfen."

Petruschka äußerte sich sehr günstig gegen Ilia über die vortreffliche Erziehung seiner Herrentochter und be-

hauptete in schmeichelhafter Anerkennung des Werthes derselben, daß jeder seine Kinder gut und einsichtsvoll erziehende Vater vom Himmel auch die Anlagen zu einem guten Kutscher empfangen habe. Voll Vergnügen über die angenehme Aussicht auf das ihm von Praskowa versprochene Doppelgeschenk, welches ihn geistig und leiblich erquicken sollte, begleitete er sie bis zu dem an der Treppe befindlichen Wachtposten, von wo aus sie an Ilia's Seite eilig den verwüsteten Palast verließ.

In den nächstfolgenden Tagen bereitete Czar Basil Schuiski den Moskauern ein ganz unerwartetes Fest, das im Ganzen nichts Anderes als eine sich ihm als unausweichlich aufdrängende Erfindung seiner Angst und zugleich eine grobe aber für die russische Geistlichkeit höchst angenehme Schmeichelei war, indem es ihre ohnein an Heiligen reiche Kirche um einen derselben bereicherte. Basil fühlte den für seine Sicherheit auf dem Throne nöthigen Zwang, die Gerüchte, welche über die Rettung seines gemordeten Vorgängers sich von Mund zu Mund verbreiteten und auf die Bemerkungen verschiedener Personen hinsichtlich des Bartwuchses und der gänzlich anderen Hautfarbe an der angeblichen zerfetzten Czarenleiche sich stützten, durch ein kühnes Täuschungsmanöver niederzuschlagen und damit zugleich den Widerstand, welchen fast alle Provinzen des russischen Reiches seinen Befehlen entgegensetzten, zu beseitigen. Das

Volk in den Provinzen verhehlte keineswegs seinen Abscheu gegen Basil. Ueberall sagte man: „Der Czar war ein wackerer Mann. Er hat kaum ein Jahr regiert und schon zitterten seine Nachbaren. Gott wird unsere Bojaren richten, die zwei Kaiser nach einander getödtet haben. Werden wir deshalb glücklicher sein?"

Dem neuen Czar lag es daran, seines Blutopfers Andenken als das eines Betrügers zu brandmarken und der jederzeit dienstfertige griechische Klerus war ihm dazu ein treuer Beistand. Der in Uglitsch gemordete Czarewitsch Demetrius sollte deshalb zu einem Heiligen gemacht werden. Es war leicht, Erzählungen auszustreuen, die von einer Menge bei dem Grabe des kleinen Prinzen geschehener Wunder strotzten und auf diese das dumme abergläubische Volk zum ehrerbietigsten Staunen anregende Erfindung Schuiski's erfolgte nun dessen Befehl, die Leiche des heiligen Prinzen auszugraben. Man fand jedoch in dem Grabe, wo sich die Wunder gezeigt haben sollten und die darin bestanden, daß die an diesem angeblichen Grabhügel des Czarewitsch betenden Lahmen und Blinden Heilung erlangt hatten, zur größten Bestürzung aller Anwesenden keinen Sarg. Auf vieles Gebet der Priester kam endlich der tagelang vergeblich gesuchte Sarg aus der Erde emporgestiegen. Ueberraschend war es, den kleinen Leichnam frisch und roth und mit eben so frisch erhaltenen Haselnüssen in der Hand zu erblicken, ob-

wohl sich kein Mensch von denen bei seiner Ermordung gegenwärtig Gewesenen entsinnen konnte, daß der kleine Prinz mit Haselnüssen in der Hand begraben worden sei. Im Triumphe unter dem Geläute aller Glocken wurde der neu registrirte Heilige aus Uglitsch in die Kirche des Erzengels Michael übersiedelt, trotzdem Viele behaupteten, daß Schuiski die Leiche des wahren Demetrius (wenn nämlich der kleine Czarewitsch wirklich begraben worden) mit dem Körper eines frisch gemordeten Kindes vertauscht und auf diese Weise das doppelte Verbrechen eines Menschenmordes und eines abscheulichen Frevels gegen die Religion begangen habe.

War Czar Demetrius wirklich ein kecker Abenteuerer gewesen, der durch eine kühne, aber mit Muth durchgeführte Lüge den Thron sich errungen, so wies sich sein Nachfolger als ein Betrüger vom gemeinsten Schlage, der ohne Selbstvorwurf am Himmel wie an seinem Volke frevelte. Zum Unglück log er nicht einmal logisch, wie die über das Verhältniß der Czarin-Mutter Marfa zu Czar Demetrius auf seinen Befehl und Leitung aufgenommenen Protokolle zur Genüge darthaten, denn diese Schriftstücke enthielten die gröbsten Unwahrheiten, indem Marfa darin erklärte, zugegen gewesen zu sein, als ihr kleiner Prinz auf Befehl des Boris Gudonow getödtet worden. Jeder Denkende fühlte bei dieser Erklärung, daß Marfa derselben fern geblieben sei. Indem durch diese

Lüge Boris Gudonow zum wirklichen Urheber des Mordes an dem Czarewitsch gestempelt wurde und Basil ihm dem Fluche von ganz Rußland preis gab, erschien es dem Letzteren jedoch auch wieder rathsam, die Anhänger dieser wenn auch gestürzten, aber immer noch mächtigen Familie für sich zu gewinnen, indem er aller Consequenz seines Lügengewebes vergessend, Boris Gudonow's Leichnam mit großem Pomp in das berühmte Kloster von Troiza bringen ließ. So lag auf dem heiligen Rußland der Fluch der abscheulichsten Ränke, denen als Brandmal sogar der sinnvolle Zusammenhang mangelte. Basil Schuiski hatte jedoch gar nicht so schlecht calculirt, als er durch die pomphafte Uebersiedelung der sterblichen Ueberreste des Czaren Boris dessen Anhängern eine Concession machte und sie sich zum Danke verpflichtete. Der Zug, welcher die Straßen Moskau's passirte, gab Zeugniß von der ungeheueren Menge der Freunde dieser gestürzten Czarenfamilie.

Der nämliche Tag, welcher diesen geistlichen Prunk für einen officiellen proclamirten Mörder sah, bot Praskowa eine Freiheit, die sie nicht unbenützt vorübergehen ließ. Ihr Vater hatte sich als eifriger Anhänger der Gudonows dem Leichenzuge angeschlossen und Ephim vertrat seine Stelle in der Bude. Unbeängstet konnte Praskowa in Ilia's Geleite nach dem Kreml zur gefangenen Czarin eilen. Das reichlich an Petruschka gespen-

dete Doppelgeschenk hatte ihr dessen ganzes Wohlwollen gewonnen und der würdige Schließer, welcher mit ungemeinem Scharfsinne die Talente eines sein Kind gut erziehenden Vaters und eines seine Pferde sicher im Zügel haltenden Kutschers als gleichbedeutend ansah, öffnete ihr ohne Zögern das unfreundliche Gemach seiner Gefangenen.

Marina's Stolz und Muth erlitt eine harte Probe. Sie sah kein Ende ihrer Gefangenschaft ab und mußte ein noch viel schlimmeres Loos fürchten, als das, welches jetzt schon sie niederdrückte. Die Verhöre, die man mit ihr anstellte, bezweckten nichts Anderes, als sie zu dem für ihren Vater sowohl als für alle mit ihr nach Moskau gekommenen Polen schwer gravirenden Geständniß zu bringen: sie hätten um die von Demetrius, ihrem Gemahl, gespielte Betrügerrolle gewußt. Mit Abscheu wies Marina dieses Ansinnen zurück, selbst als man ihr Straflosigkeit und Freiheit versprach, indem man sie in diesem Falle nur als eine zu bösem Trug Verführte betrachten wolle.

„Wie sehr verachte ich Euch, daß Ihr einer auf ihre hohe Abkunft mit Recht stolz sein könnenden polnischen Dame solche Entehrung ihrer selbst zutrauen könnt!" rief sie entrüstet. „Sagt Euch die Vernunft nicht, daß an keinen Betrug gedacht werden konnte, da Se. Majestät der König von Polen meinen Gemahl als rechtmäßigen Sohn

Iwans anerkannt hatte? Was bedurfte es da eines Betruges? fragt doch Eure Gesandten, ob sie nicht die Einwilligung des Königs Sigismunds zum Ehebunde zwischen mir und meinem von Euch so abscheulich gemordeten Gemahl zu erbitten hatten? Alles geschah öffentlich ohne irgend einen Rückhalt oder Geheimnißkrämerei und Ihr redet von Betrug? aber Ihr bedürft dieses Wortes, um Eure schwarze That dahinter zu verbergen. Es fehlt Euch jede andere Entschuldigung dafür . . . eine Lüge soll einen Mord verdecken. Ich bin von Gottes und Rechtswegen Eure Czarin und werde es bis zu meinem letzten Hauche bleiben. König Sigismund von Polen wird als Rächer, des Mordes an seinem Verbündeten, meinem Gemahl, und als Vertheidiger meiner Rechte sein Heer in Eure Länder einbrechen lassen und was Alles dann geschieht, nehmt als Lohn für Eure himmelschreienden Verbrechen hin."

Diese Entgegnung ließ nicht erwarten, daß Marina je zu einem Geständnisse, wie man es wünschte, zu bringen sein werde. Man legte ihr eins der Protokolle vor, welches Marfa's, der Czarin-Mutter, Bekenntnisse enthielt. Dies Schriftstück bildete eine Zusammenwürfelung eben so dummer, als schnöder Lügen, die den Stempel der Verworfenheit an der Stirne trugen. Man ließ Marfa darin erklären, daß der Betrüger Grischka Otrepiew, als welchen seinem Kloster entlaufenen Mönche schon Czar Boris den Prätendenten Demetrius dem Volke glauben

machen wollte, sie und ihre ganze Familie mit dem Tode bedroht habe, wenn sie ihn nicht für ihren Sohn anerkennen würde; daß derselbe Thronräuber außer dem abscheulichen Frevel, eine Lateinerin zu heirathen, ohne sie taufen zu lassen, nicht nur die Ermordung sämmtlicher Bojaren, sondern auch den Untergang der rechtgläubigen Religion und die Einführung des lateinischen und lutherischen Glaubens im Schilde geführt habe.

„Pfui! welche Abscheulichkeit!" rief Marina, das Schriftstück mit größter Verachtung zu Boden werfend. „Es ist nichts als Betrug in Eurem Lande! eine Lüge soll die andere todtschlagen. Welche gemeine Art sich und sein Thun zu verstecken! Begreift Ihr nicht, daß Ihr Schande auf Euch häuft, wenn die Welt erfährt, daß Eure Kunst, das Reich zu regieren, nichts Anderes als ein Gewebe sinnloser Ränke, der niederträchtigsten Heuchelei, des abscheulichsten Betrugs ist? Wie erbärmlich müßt Ihr doch sein, wenn Ihr dies Bekenntniß der Czarin-Mutter als Wahrheit ansehet! Geht, sagt das Eurem Herrn Basil Schuiski, dem Meister aller Lügen... sagt ihm aber auch, er solle auf eine neue Lüge sinnen, wenn des Königs von Polen Heer siegreich als Rächer so vieler Schändlichkeiten in Moskau einzieht."

Jedes neue mit ihr angestellte Verhör ergab kein anderes Resultat, als daß Marina auch auf's Neue ihre Verachtung, ihren Abscheu aussprach. Aber in den Stun-

den der Einsamkeit, deren sie so viele hatte, ward sie das Opfer einer Menge ihren Kopf durchkreuzenden Gedanken, die nicht selten als ein Heer von Widersprüchen gegen einander stritten; aber aus diesem Wirrwarr von Ideen, Erzeugnissen der Angst um ihre Zukunft, des Zornes, eine Gefangene zu sein, deren Rang man rücksichtslos beleidigte, des verletzten Stolzes und der gebrochenen Eitelkeit, die so vielen Theil an ihr hatte, entstiegen auch wieder Gedanken, die sie fest wie leitende Engel in dunkler Nacht hielten und ihr zu Stützen in ihrer traurigen Verlassenheit wurden. Jetzt erst erkannte sie, welch' ein Retter Pater Xaver für sie gewesen, denn ohne ihn würde sie nun, wo sie vom Unglück gleichsam eingesargt, einer höchst ungewissen Zukunft entgegensah, auch ihren Gott verloren haben. Daß sie diesen Trost noch hatte, dankte sie ihm. Es lag eine Wohlthat in diesem Bewußtsein für sie. Der Vorwurf der Abtrünnigkeit von ihrem väterlichen Glauben um eines Vortheils willen, der jetzt mit einemmale in Nichts versunken war, würde sie ganz elend, vor sich selbst verächtlich gemacht haben. Er wäre eine noch viel traurigere Demüthigung ihres Stolzes in ihrer jetzigen Lage gewesen, als diese selbst, und sie würde nicht mehr auf die Theilnahme ihrer Glaubensgenossen und Landsleute haben rechnen können, auf welche noch ein Theil ihrer Hoffnungen sich gründete. Sie schämte sich ihrer noch rechtzeitig durch Pater Xaver

zur Besonnenheit zurückgeführten Verirrung, und es war nur natürlich, daß sie den innigsten Dank für ihn fühlte, der selbst in ihrer Verlassenheit noch Mittel und Wege gefunden, ihr als tröstender Freund beizustehen. Wie schön verklärte sich die Liebe dieses jungen Priesters zu ihr! sie war geheiligt durch ein reines Herz, das weltlichen Hoffnungen entsagt, und in dem großen und erhabenen Berufe des Priesterthumes sich dem Himmel zugewendet hatte.

Aber auch andere Gedanken tauchten bei Marina auf. Wenn sie daran sich erinnerte, mit welchen Erwartungen sie dieses Land betreten, wie stolz sie schon ganz im Bewußtsein ihrer Hoheit beim Abschied von ihren Freundinnen und Gespielinnen gewesen, und jetzt Alles dieses in Nichts zerronnen, sie zum Gegenstand des Mitleids und des geheimen Spottes geworden war, drängten sich Thränen des Zornes in ihre Augen. Nur der eine Wunsch stand dann vor ihrer Seele, wieder zur Macht zu gelangen, um sich der geheimen Schadenfreude zu entreißen, der Verachtung, die nicht selten der gestürzten Größe zu Theil wird. Welche Opfer konnten zu groß sein, dieses sehnsüchtigen Wunsches Erfüllung zu verwirklichen, wenn sich ihr solche Gelegenheit jemals bieten würde! Die ihr von Pater Xaver zugegangene Kunde vom Leben ihres Gemahls erfüllte sie deshalb mit außerordentlicher Freude, sie sah in derselben einen neuen Aufgang ihres Glücksster-

nes. In ihrem Gemahl liebte sie den Ruhm, Beherrscherin des großen Rußlands zu sein und seine Rückkehr mit einem Heere nach dem aufständischen Moskau war daher für sie eine fröhliche Hoffnung.

Ihre lebhafte Phantasie stellte ihr die Niederwerfung der Rebellen, deren tiefe Demüthigung vor dem Czar vor. Dann mußte dasselbe Rußland, das übermüthig gegen seinen Herrn sich erhoben, unter der Gewalt dessen eiserner Zuchtruthe sich wieder fügen und die Gewalt ist stets das sicherste Mittel, seine Feinde unschädlich für immer zu machen. Ehe dies jedoch bis zur Wirklichkeit reifte, konnten noch Monden kommen und vergehen. Die erste Nothwendigkeit für Marina war daher natürlich der Wunsch, sich von ihrer Gefangenschaft befreit zu sehen. In dieser Absicht schrieb sie mit dem von Praskowa ihr mitgebrachten Schreibmaterial einen Brief an ihren Vater, ihm Nachricht von ihrem traurigen Geschicke gebend und zugleich ein Resumé dessen, was sie in den mit ihr angestellten Verhören ausgesagt.

„Diese Zeilen, Kind, mußt Du, auf welche Art es auch sei, in meines gnädigen Herrn Vaters Hände bringen," sagte sie zu Praskowa . . . „ich hoffe, daß ich vielleicht dadurch diesem für mich eben so unschicklichen als beleidigenden Aufenthalte entrissen werde."

„Himmel, wie soll ich das bewerkstelligen!" rief das Mädchen erschrocken.

Marina entgegnete: „Ich kann Dir leider keine Anleitung dazu geben, wie Du es möglich machen kannst; aber ich erwarte diesen Dienst von Dir. Daß ich ihn Dir auftrage, sei Dir der Beweis meines unbedingten Vertrauens auf Dich. Gäbe es denn wirklich eine Unmöglichkeit für ein treues Herz, wie das Deine? Nein, nein, ich glaube das nicht. Der Gedanke, daß Du zu meiner Befreiung von hier beiträgst, wird Dich leiten. Praskowa! Deine Herrin bittet Dich, einen Weg ausfindig zu machen, diese Zeilen . . ."

„Nein, nein, keine Bitte, meine gütige hohe Herrin," unterbrach das Mädchen sie hastig, um die unglückliche Czarin dem niederdrückenden Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit schnell zu entreißen. „Ich bin Deine treue Dienerin geblieben, wenn sich auch Dein Schicksal verwandelt hat zum Unglück. Die Heiligen werden mir einen Gedanken eingeben, der mir es möglich macht, Deinen Befehl zu erfüllen. Ich bin recht froh, daß Du mir gerade das Schwere aufgetragen. Wie könnte ich Dir sonst beweisen, wie sehr ich Dir ergeben bin?"

Praskowa's feinfühlendes Herz wollte die Hoffnung ihrer Herrin nicht trüben, obwohl sie nur mit Mühe die Beängstigung verbarg, die ihr die Ausführung dieses schwierigen Auftrages verursachte. Niemand durfte ja von der Correspondenz zwischen ihrer Herrin und deren Vater wissen und in welchem Lichte würde sie, die Tochter eines

Rechtgläubigen, erschienen sein, wenn sie irgend Jemand dazu hätte vermögen wollen, das ungeschlossene Blatt in die von Strelitzen bewachte Wohnung des Palatins von Sendomir zu befördern! Nur ihr allein war dies Geheimniß anvertraut, dies durfte sie nicht außer Augen lassen. Schwer bedrückt von dem Kummer, auf welche Weise sie sich des Wunsches ihrer Herrin entledigen werde können, eilte sie in Ilia's Geleit nach Hause. Wenn ein günstiger Umstand ihren Muth auf eine Möglichkeit glücklicher Erfüllung ihres Auftrages noch zu heben vermochte, so war es die Abwesenheit ihres Vaters, der, wie schon erwähnt, die sterblichen Ueberreste des Czaren Boris als treuer Anhänger desselben bis in dessen Gruft im Troizakloster begleitete.

Ehe Ephim am nächsten Abend aus der Verkaufsbude zurückkehrte, mußte sie ein Mittel zur Ausführung ihrer Mission gefunden haben. Sie verließ also höchst beunruhigt am Nachmittage das väterliche Haus und begab sich in die Rjädi. Ephim war sehr erfreut, sie zu sehen, denn er betrachtete ihr Kommen als einen Beweis ihrer Neigung zu seiner Person und erzählte ihr, daß er ganz vorzügliche Geschäfte gemacht habe, worüber Väterchen Walujew sehr vergnügt sein werde. „Die Heiligen haben mich nun einmal lieb, das muß wahr sein," behauptete er fröhlich. „Kann wohl Jemand das Gegentheil davon sagen?" redete er weiter ... „haben sie nicht

Dich mir bescheert? Das ist ein Glück, für das ich ihnen nicht genug Dank sagen kann. Gewiß, wir werden sehr glücklich sein und an meines Kopfkissen Ende will ich den heiligen Spruch*) aufhängen: „„Die gepflanzt sind in den Vorhöfen des Herrn, werden in unsers Gottes Vorhöfen grünen.““

Unmöglich konnte ein frommes sanftes Herz, wie das Ephims, einen schöneren Ausdruck seiner Empfindungen und der Ueberzeugung von einem ihm bevorstehenden häuslichen Glücke finden; er charakterisirte damit nur sein Denken und Fühlen in einfacher und doch inniger Weise. Praskowa erröthete tief. Sie wußte ja, daß sie ihn täuschte, weil eine Neigung zu einem Anderen sie gefesselt hielt und die Scham, an solch einem edlen und jedem Argwohn fernstehenden, kindlich vertrauensvollen Herzen zu sündigen, bemächtigte sich ihrer. Wie gern hätte sie ihm ihr Verbrechen an ihm gestanden; aber da trat der Gedanke an den Zorn ihres Vaters erschreckend vor ihre Seele und sie schwieg, mühsam ein Lächeln erkünstelnd, was Ephim in glücklicher Selbsttäuschung für eine nach Mädchenweise verschleierte Uebereinstimmung mit seinem Gefühle ansah und sehr zufrieden damit war.

---

*) Dieser Gebrauch ist nicht nur in den russischen Klöstern, sondern auch in vielen orthodoxen Familien noch bestehend.

Der Trubel des lebhaften Marktes nahm ihn zu viel in Anspruch, um auf einen andern Gedanken kommen zu können. „Kauf, Väterchen, kauf! schöne, prächtige Heilige, gerade so wie sie im Himmel sind," rief Ephim unter Anderen einem jungen Diakon von der schwarzen Geistlichkeit zu, der an der voll Heiligenbilder glänzenden Budenreihe langsam hinschritt. „In Deiner Zelle werden sie am würdigsten Platze sein und ich würde mich freuen, einen meiner lieben Heiligen bei einem frommen Manne untergebracht zu wissen."

Der Diakon wendete den Blick nach ihm. Sein blasses Gesicht bewirkte bei Praskowa einen Schreck, denn sie erkannte in ihm jenen lateinischen Priester, den sie zweimal bei der Czarin gesehen und von dem sie wußte, daß er Julian Golczewski's Bruder war. Wie kam er zu dem Gewande eines griechischen Diakons? Und daß sie sich nicht getäuscht hatte, belehrte sie dessen voll Erstaunen auf ihr ruhender Blick. Von dieser Erkennung, wie sie, sichtbar überrascht, trat er zur Bude; aber fast gleichzeitig nahmen auch Landleute Ephims Aufmerksamkeit in Anspruch, und dieser sagte deshalb zu ihm: „Väterchen, wenn Du einige Augenblicke Zeit hast, so laß Dir's wohl gefallen bei den Heiligen hier, bis ich die guten Leute hier bedient habe. Sie brauchen die Heiligen noch viel nöthiger als Du, welcher ja selbst ein angehender Heiliger ist."

„Mache immerhin Deinen Handel und möge er gesegnet sein. Ich warte hier," antwortete der um Geduld Angesprochene im vollkommensten Russisch. „Du erlaubst es doch, daß mir dies Mädchen eins oder das andere der Bilder zur Ansicht geben darf?"

„O, Väterchen, das wird für Praskowa ein Vergnügen sein. Verlange nur." Mit diesen Worten wendete sich Ephim seinen kauflustigen Kunden vom Lande zu, die eben nicht sehr schnell mit der Entscheidung über die Wahl der ihrer Tochter als Hochzeitsgeschenk mitzugebenden Heiligen fertig wurden.

Unterdeß sprach Pater Xaver mit Praskowa. Es bedurfte nur weniger Worte, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er von ihrer Seite keinen Verrath seiner geheimnißvollen Rolle zu fürchten habe. Praskowa betrachtete ihre Begegnung mit ihm als eine Fügung des Himmels, der ihr dadurch das Mittel zeigte, ihrer Herrin Brief in deren Vaters Hände gelangen zu lassen. Von Niemand bemerkt wußte sie ihm das Blatt zuzustecken.

„Es ist hier nicht der Ort, daß Du mir auseinander setzen könntest, wie es Dir möglich geworden ist, Zutritt zu Deiner unglücklichen Herrin zu finden," redete der Pater leise. Laß es uns als eine Gnade Gottes ansehen, der dem vom Unglück Heimgesuchten immerdar noch treue Helfer schickt und siehe mich in dieser Verkleidung

als einen solchen an. Dies Kleid ist ein Schutz meiner Person, ich trage es jetzt, um meinen Landsleuten in der großen Noth, in welche sie der greuelvolle blutige Aufstand gestürzt hat, Dienste zu leisten. Bleibe Deiner unglücklichen Herrin treu, bessere Tage warten ihrer, wo sie Dich wird belohnen können für Deine guten Dienste."

„Ich habe nicht auf Belohnung gerechnet, mein Herz trieb mich, sie zu trösten in ihrer Verlassenheit," flüsterte Praskowa, auf den Wangen das Erröthen der Scham, sich in die Classe der Lohnsüchtigen erniedrigt zu sehen.

Pater Xaver erkannte schnell seinen Irrthum; die Schamröthe auf des Mädchens Wangen belehrte ihn, daß es einen anderen Standpunkt als gewöhnliche Mitleidige einnehme, deren gutes Herz die Speculation auf eine Erkenntlichkeit nicht ausschließt. „Ich wollte Dich nicht kränken," begütigte er . . . „unsere Urtheile sind oft falsch und verkehrt und so war das meine über Dich. Es ist eine traurige Gewohnheit, daß wir fast unabsichtlich das Verdienst edler Motive herabsetzen, weil uns der Glaube an das wahrhaft Edle im Menschenherzen fehlt. Verzeihe mir."

„Ich gedenke nicht mehr daran."

Pater Xaver ließ eine kurze Pause eintreten. „Wie heißest Du, gutes Mädchen?" fragte er dann. Nachdem sie ihm leise ihren Namen genannt, fragte er: „Wirst Du wieder Gelegenheit haben, Deine Herrin zu sehen?"

„Ich hoffe es.“

„Und könntest Du ihr dann eine Antwort auf ihre Zeilen zustellen?“

Zum größten Leidwesen des Paters waren die Landleute mit ihrem Handel zu Ende gekommen und Ephim übernahm sogleich die Sorge, das Geschäft mit dem Diakon abzuschließen, welcher ein paar kleine Bilder kaufte. „Laß den Namen Walujew Dir bestens empfohlen sein, Väterchen, wenn irgend einmal Dein Kloster Heiligenbilder bedarf,“ sagte Ephim freundlich. „Ich glaube, ohne ruhmrederisch zu sein, Dir sagen zu können, daß Papinka Walujew große und prächtige Geschäfte mit den Klöstern macht. O, ganz Moskau weiß seinen Namen.“

„Walujew . . . Walujew . . . ich werde den Namen nicht vergessen, habe ihn schon nennen hören.“

„Nicht wahr?“ fragte Jener erfreut. „Es ist aber nicht viel zu verwundern dabei. Unsere Heiligen finden überall Beifall, was mir eine große Ehre und Vergnügen ist, denn ich male die meisten und habe ich einen fertig, bin ich so fröhlich, als säße ich mit ihm im Himmel unter den seligen Geistern.“ Mit großer Vertraulichkeit beugte sich Ephim zu seinem Ohre und flüsterte ihm zu:

„Väterchen, habe ich Recht, wenn ich in Dir einen Diakonen sehe, die im Gefolge des vom Czaren an Stelle des als Ketzer abgesetzten Patriarchen Ignatius

nach Moskau berufenen hochwürdigen Metropoliten von Kasan, Hermogen, hierhergekommen sind?"

Pater Xaver beantwortete die Frage durch ein schweigendes Kopfnicken, worauf Ephim sehr erfreut über sein Talent, die Leute richtig zu erkennen, vertraulich weiter redete:

„Sollte vielleicht einer Deiner ehrwürdigen Brüder ein großes Bild für Euer Kloster mitzunehmen Belieben tragen und Du mir die Freude zuwenden wollen, es malen zu dürfen, so würde ich Dir sehr dankbar sein, Väterchen. Du solltest mit meiner Arbeit zufrieden sein. Findest du mich nicht hier, so ist doch Papinka Walujew in der Bude, und er würde für den Fall mich schnell rufen, oder Dich, wenn Du es wünschest, durch Jemand zu mir in sein Haus führen lassen."

Der Diakon äußerte zur größten Selbstbefriedigung Ephim's, daß dies vielleicht der Fall sein könnte und verließ mit einem Segensspruche die Bude. Ephim selbst hatte unbewußt ihm das Mittel angegeben, in Annäherung zu Praskowa treten zu können und so einen geheimen Verbindungsweg zu der gefangenen Czarin sich anzubahnen. Froh, eine solche Möglichkeit gewonnen zu haben, eilte Pater Xaver nach seiner Wohnung in des Palatins Hause. Sein Kleid war in den Augen der wachehaltenden Strelitzen ein Freipaß, sie ahnten keinen lateinischen Priester unter dieser Verhüllung, welche ihm ein der ka-

tholischen Kirche schon früher gewonnener, aber seinen Religionswechsel verheimlichender Bojare verschafft hatte. Derselbe Convertit war unter den jetzt für die Lateiner oder Polen eingetretenen, ihre Freiheit und Lebenssicherheit gefährdenden Umständen ihnen ein Freund von wesentlichem Nutzen, und durch ihn, welcher zu den die Czarin Marina Verhörenden gehörte, wurden auch die von Pater Xaver an sie geschriebenen Briefe auf ihr unerklärbare Weise befördert. Doch die kaum eingeleitete Verbindung zwischen den in der Stadt befindlichen und unter Haft gehaltenen Landsleuten der Czarin und dieser im Kreml in so unwürdiger Weise Gefangenen wurde durch eine von Basil Schuiski diesem geheimen Religionsgenossen der Polen aufgetragene Sendung in die Provinz unterbrochen.

Pater Xaver, fürchtend, daß Marina, in ihrer traurigen Lage ohne jeglichen Beistand von Außen bleibend, in den mit ihr fortgesetzten Verhören sich in Angst um ihre Zukunft verwirren, die Hoffnung auf Hülfe verlieren und Zusagen machen könne, die sie später zu bereuen Ursache haben dürfte, trachtete einen neuen geheimen zu ihr führenden Verbindungsweg aufzufinden; doch diese Hoffnung schien vergeblich, obwohl er sich der Gefahr aussetzte, von irgend Jemand in seiner Verkleidung erkannt zu werden, was ihm unter Umständen sogar das Leben kosten konnte. Darum eilte er jetzt frohen Herzens

zu dem Palatin, ihm das von Marina vollbeschriebene Blatt übergebend. Es war die erste Kunde, die Georg Misznek von seiner Tochter selbst empfing, und mit Thränen im Auge umarmte er den jungen Priester für diese ihm gewährte Wohlthat.

„Wer hätte geglaubt, daß ein frommer Pater von der Gesellschaft Jesu dergleichen waghalsige Abenteuer bestehen könnte!" rief einer der jungen polnischen Cavaliere aus des Palatins Umgebung. Und ein Anderer setzte hinzu: „Das liegt nun einmal bei den Golczewski's im Blute. Der geistliche Herr Bruder kann doch dem weltlichen keinen Vorrang lassen. Ist's nicht so, Julian?"

Der Genannte stimmte lachend bei: „Freilich, Jeder von uns muß sein Theil haben, das ist bei uns hergebrachtes Abkommen. Aber ich fürchte für meinen geistlichen Herrn Bruder, wenn er nicht einen Stein statt des Herzens in der Brust hat. Praskowa ist ein allerliebstes kleines russisches Mädchen, ich kenne es. Wär's ein Wunder, wenn mein heiliger Bruder, der die Gottseligkeit selbst ist, sich in sie gelegentlich verliebte?" Dieser frivole, dem Ohr des jungen Priesters fern bleibende Scherz erregte viel Heiterkeit unter den jungen polnischen Edelleuten, die trotz der üblen Lage, in der sie sich befanden, sich noch all' den Leichtsinn bewahrt hatten, in welchen Eigenschaften die polnischen Edelleute von je her, eben so wie in Tapferkeit und männlichem Muth sich auszeichneten.

Da Ephim selbst dem Pater die Art und Weise bezeichnet hatte, in der es demselben möglich werden konnte, in Walujew's Hause Eintritt zu finden, nämlich als Diakon eines Klosters von Kasan, so entschloß sich dieser, die ihm angedeutete Rolle durchzuführen. Seine Fertigkeit in der russischen Sprache, deren er so vollkommen mächtig war, daß nur ein feines Ohr den Unterschied zwischen Anlernen und Angeboren herauszufinden vermochte, seine Kenntniß in den mit den Gesetzen der morgenländischen Kirche so innig verwachsenen Nationalsitten und Gebräuchen der Russen, sein umfassendes Innehaben der Kirchen- und Klösterstatistik und aller dahin gehörenden Eigenthümlichkeiten der Nationalkirche und deren gottesdienstlichen Formeln, so wie der günstige Umstand, daß er im Auftrage seines Ordens einmal in Kasan auf Monatsdauer sich aufgehalten und diese Stadt mit ihren Kirchen, Klöstern und sonstigen Oertlichkeiten so ziemlich genau kennen gelernt hatte, verbürgten ihm einen günstigen Erfolg seines Unternehmens. Er hatte auch wirklich das Vergnügen, des wieder zurückgekehrten Walujew's Vertrauen zu erwerben. Der orthodoxe Rechtgläubige achtete es als eine besondere Ehre, den Kasanschen Diakon zuweilen in sein Haus kommen zu sehen. Weder er noch Ephim hatten eine Ahnung der eigentlichen Ursache, und daher ward es auch Praskowa gestattet, zugegen zu bleiben, wenn Bruder Afrael, so nannte sich Xaver, an-

wesend war, um das Fortschreiten des von ihm im Namen seiner Oberen bestellten Bildes, des sein Grab in Begleitung von Engeln verlassenden Erlösers, zu beobachten.

Pater Xavers sanftes liebreiches Wesen schien vorzüglich auf den finstern oft wie stumpfsinnig vor sich hinbrütenden Walujew einen guten Eindruck zu machen. Er benutzte jede sich ergebende Gelegenheit, mit ihm über religiöse Gegenstände zu sprechen; aber es war herauszufühlen, daß ihn weniger der Drang, sich zu erbauen, als seine Seele in's Geheim beunruhigende Vorstellungen von sich abzuwehren dazu veranlaßte. Dem Scharfblick des jungen Jesuitenpriesters entging es nicht, wie der Mann vergebens Beängstigungen zu verbergen strebte und bald kam Pater Xaver zu dem Schlusse, daß wohl Selbstanklage eines Verbrechens die Basis seiner so auffallenden Seelenangst sein müsse; er glaubte sich zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als die religiösen Themas, welche Walujew anschlug, sich jederzeit ganz gleich blieben und in der vielfach veränderten Frage über das Recht eines Rechtgläubigen, Ketzer zu hassen, und zu vernichten, bestanden.

„Väterchen," sprach der Pater bei einer solchen Gelegenheit... „das Leben jedes Menschen ist ein Geschenk Gottes. Es abzukürzen, um irgend einer Ursache willen, die dem verblendeten Menschenauge als groß und wichtig, im Auge Gottes aber unwürdig des zu ihm,

dem Lenker aller Dinge, Vertrauen haben sollenden, nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen erscheint, ist ein Verbrechen gegen Gott, eine unverantwortliche Anklage gegen seine Schöpferweisheit und Allwissenheit, ein frevelhafter Eingriff in sein ewiges Recht. Ist dies mit dem Selbstmord nun der Fall, so ist er es auch mit dem Morde an einem Anderen. Nirgends läßt sich ein Gesetz auffinden, das den Mord heiligte. Du sollst nicht tödten, heißt das Gebot, und es ist ein weises von Gott selbst gegebenes. Da der ewige Gesetzgeber sich nie in einem Widerspruche mit sich selbst befindet, so überhebt sich der Mörder in thörichter Verblendung vor ihm, wenn er seine That als gerechtfertigt betrachtet. Wer sagt ihm mit Gewißheit, daß der Gemordete verworfen vor Gottes Auge war? Niemand kann dies behaupten, wenn er nicht zugleich die göttliche Weisheit leugnen will. Sage Dir selbst, wie fehlerhaft der Mensch ist, wie böse und verkehrt seine Leidenschaften sind, wie Haß und Rache das göttliche Theil in ihm überwuchern und ihn verblenden, so wirst Du finden, daß nur in dem Falle, wenn unser eigenes Leben mit dem Tode bedroht ist, der Mord eine Rechtfertigung erhalten kann. Er ist dann erlaubte Selbstrettung."

Walujew hatte die Augen zu Boden gesenkt, ihm stillschweigend zugehört; aber wie von einzelnen elektrischen Schlägen durchzuckt, schauerte er zuweilen zusammen.

Plötzlich warf er den Kopf auf, sein Blick war stier, unsicher. „Nein, nein, jeder Ketzer ist von Gott und den Heiligen verflucht!“ rief er . . . „einen Ketzer zu tödten, ist Verdienst vor Gott!“

Pater Xaver ließ eine Pause eintreten und sagte dann sanft: „Laß uns schweigen von diesem Thema, Väterchen. Ich billige nichts, was eine Beleidigung Gottes ist und keine Religion der Erde hat einen solchen traurigen Grundsatz in ihrer Lehre; nur irrende Menschen können dergleichen schlimme Anschauungen ihres verkehrten Geistes hegen. Der Mord ist und bleibt ein auf der Seele des Mörders lastender Fluch, ein Kainszeichen, das der Böse auf seine Stirne gebrannt hat. Der Glaube an ein durch Blut und Uebelthat errungenes Verdienst vor Gott ist schon deshalb ein Unding, weil er das wahre Kennzeichen des Christen, die Reue, ausschließt. Glaube ohne Reue aber ist todte Schlacke, denn in der Reue liegt die Versöhnung und die Liebe gleich einem süßen Kerne in bitterer Schaale eingeschlossen.“ Und auf das Haupt des vor ihm Sitzenden die Hand legend, sprach er mit ungemeiner Milde: „In inbrünstiger Reue findet sich der verloren gegangene Mensch wieder, denn es giebt eine göttliche Erbarmung.“

Pater Xaver hatte ihn schon lange Zeit verlassen, als Walujew noch in derselben gedrückten Stellung verharrte. Die erste Regung seines Körpers war ein Griff nach sei-

ner Stirne, die er angstvoll mit den Fingern betastete. „Wo ist es denn?“ murmelte er unruhig vor sich hin ... „wo ist es nur? ich fühle es nirgends ... auf der Stirne soll es gebrannt sein? ... er hat's gesehen an mir ... versinke die Welt in Verdammniß! ich finde das Zeichen nicht ... aber er hat es gesehen ... ich bin gezeichnet wie Kain!“

Gleich Fieberschauern durchlief ein Zittern seinen stämmigen Körper, sein ohnehin vom finstersten Glauben verschleierter Geist hatte die Kraft verloren, selbstmächtig sich von den ihn umschlingenden Banden des Entsetzens zu befreien, mit welchen ihn die Erinnerung an den von ihm an dem Czaren begangenen Morde schlug. Der damals empfangene Eindruck des Entsetzens, als dessen blutüberströmte Leiche vor ihm lag, wirkte nachhaltig bei ihm fort, überwucherte seine Kraft allmählig so sehr, daß er bald nur noch in einzelnen Momenten sich davon aufzuraffen fähig war und dieser traurige Zustand war es, der zwischen ihm und seiner Tochter die bereits gefallene Kluft immer mehr erweiterte.

Walujew hatte geglaubt, daß sein inbrünstiges Gebet am Sarge seines Herrn und Wohlthäters, Boris Gudonow, dessen Feind der von ihm gemordete Demetrius gewesen, ihn wieder sich selbst zurückgeben und die schwere Selbstanklage des Mordes an dem gesalbten Herrscher des heiligen Rußlands von ihm weichen werde; aber er

sah sich getäuscht, seine Gebete blieben unwirksam; eben so elend, wie er den Leichenzug begleitet hatte, kehrte er nach Moskau zurück. Pater Xavers Worte waren daher tief in sein verfinstertes Gemüth gefallen; aber nicht als gute fruchterzeugende Saamenkörner, sondern als harte, wenn auch nicht beabsichtigte Vorwürfe. Nicht der Fanatismus allein hatte ihn zu dem Morde getrieben, sondern die Rache, welche der alten Natäscha Mittheilung, sie habe Praskowa im Arme des Czaren gesehen, in seiner Seele entzündet hatte.

Auffällig mußte es dem Pater Xaver sein, daß Walujew ihn von nun an sichtbar vermied. Unter andern Umständen würde dessen Scheu den jungen Priester sehr bekümmert haben, wenn es nämlich sein eigentlicher Zweck gewesen wäre, in ihm einen Proselyten zu gewinnen, da ihn diese Absicht aber nicht leitete, so sah er darin nur die Bestätigung seiner Vermuthung, daß ein schweres Verbrechen auf Walujew's Seele laste, welches ihn nun einer furchtbaren Selbstpein anheim gab. — Die geheime Verbindung, welche mittelst Praskowa zwischen der gefangenen Czarin und dem Pater Xaver bestand, wurde bald unnöthig, da Basil Schuiski der drängenden Aufforderung des Palatins hinsichtlich der Freigebung dessen Tochter entsprach. Entblößt von aller ihrer Habe ward Marina bei Nachtzeit aus dem Gefängniß in die Wohnung ihres Vaters gebracht. Welch schmerzliches Wiedersehen zwi-

schen Beiden! Ihre stolzen Pläne waren in Nichts zerronnen und wenn das Gerücht von der glücklich gelungenen Flucht des Czaren Demetrius sich nicht bestätigte, so war Marina die Trägerin eines Geschickes geworden, das unter die seltsamsten gehörte. Es hatte sie dann nur deshalb zum Gipfel der Hoheit emporgehoben, um sie fast im Augenblicke des Erreichens desselben in die Tiefe zurückzustoßen.

Als Pater Xaver sie begrüßte, reichte sie ihm die Hand mit den Worten: „Ich erinnere mich des schönen Spruches: Ein treuer Freund liebt mehr, und stehet fester bei, denn ein Bruder. Der Spruch schließt Alles in sich, was ich Dir sagen kann, Xaver. Laß ihn meinen Dank für Dich sein, der Du mir ein solcher treuer Freund bist.“

Der junge Jesuitenpater verbarg mit Mühe die große und tiefe Bewegung seines Herzens, er durfte ihr keine Worte geben. Als er einen Tag später der Tochter Walujew's die Entlassung ihrer Herrin aus dem Gefängnisse mittheilte, faltete Praskowa die Hände über die Brust und sagte nach einer Weile kummervoll und leise: „Nun werde ich sie nie wieder sehen.“

Diese Gemüthsinnigkeit des Mädchens veranlaßte den Pater zu der Andeutung, daß Marina sich freuen werde, ihr, der sie so viel zu danken habe, dies mündlich sagen zu können und es würde sich gewiß eine Möglichkeit

auffinden lassen, ihr in dem Hause des Palatins Eintritt zu verschaffen. Er selbst böte ihr gern die Hand dazu.

„Nein, es darf nicht sein," entgegnete Praskowa kopfschüttelnd ... „Ich muß mich vor mir selbst behüten."

Dem Pater blieb der Sinn dieser Rede ein Räthsel, das er nicht zu lösen vermochte und welches sich ihm erst später enthüllte.

II.

Jedes Verbrechen rächt sich an seinem Thäter. Basil Schuiski war bald in die Lage versetzt, sich seiner Errungenschaft des Thrones wenig erfreuen zu können. Die Provinzen mußten erst mit Waffengewalt zu seiner Anerkennung gezwungen werden und als dies schlimme Stück Arbeit vollbracht schien, wurde das Gerücht, Czar Demetrius sei mit Heeresmacht an der Gränze erschienen, um den Thron wieder zu erobern, zum quälenden Gespenst für ihn, da der Name des Wiedergekehrten, zum zweiten Male dem Tode durch Mörderhand Entgangenen, in ganz Rußland einen außerordentlichen Wiederhall fand und diese allgemeine Stimmung des Volkes den Untergang der Herrschaft Basil's prophezeihte. König Sigismund von Polen in einem Kampf gegen seinen aufrührerischen, in einer Conföderation gegen ihn verbundenen Großadel verwickelt, nahm eben deshalb die ihm von Basil's Gesandten gebrachte Nachricht von den zu Moskau geschehenen Ereignissen mit einer Ruhe auf, welche zwar

vor der Hand keine kriegerische Rüstung Sigismunds gegen Rußland, um den schmachvollen Mord an seinem Verbündeten Demetrius und das durch den Aufruhr der Moskauer vergossene Blut seiner polnischen Unterthanen zu rächen, befürchten ließ; aber nur Selbstverblendung hätte Basil so sehr täuschen können, um aus dieser ruhigen Entgegennahme auf seines königlichen Nachbars friedliche Gesinnungen zu schließen. Sobald die aufrührerische Adelsbewegung in Polen beendet war . . . auf welche Weise dies geschah, blieb gleichgültig . . . mußte Basil auch harten Krieg erwarten. Wie ein erschreckender Ruf aus dem Jenseits drang daher der Name Demetrius in sein Ohr. War es im wilden Getümmel des Aufstandes dem Czar wirklich gelungen, sich durch Flucht zu retten? Basil's Spione berichteten Seltsames. Nach Einigen von ihnen war der, welcher jetzt den Namen Demetrius angenommen, nichts als ein Werkzeug der Freunde der Familie des Palatins von Sendomir, ein Mensch ohne alles Talent, der früher als eine Art von Geistlichen, Namens Jwan, aus Sokol in Weißrußland gebürtig sei, wo er das wenig einträgliche Gewerbe eines Schulmeisters ausgeübt, nach Anderen aber ein Jude, Michael Moltscharow mit Namen. Und bald verlautete es auch in diesen Berichten, König Sigismund sei nicht ganz unbetheiligt bei der Intrigue, einen solchen Menschen als Werkzeug zu brauchen, um Rußland in Feuer und Flamme zu setzen.

Wenn durch den Namen Demetrius die Leidenschaften zur wildesten Gährung aufgeregt waren, innerer Krieg die Macht Rußlands schwächte und aus einander fallen machte, mußte es den einbrechenden Polen leicht werden, sich dieses Reiches zu bemächtigen. Das Werkzeug, welches den gemordeten Demetrius vorgestellt hatte, kam dann in keinen Betracht mehr, man konnte es auf eine oder die andere Art beseitigen. So lange als König Sigismund mit seinem Großadel im Kampfe begriffen war, gelang es den Russen, die Schaaren der Abenteurer und Kosaken des den Namen Demetrius mißbrauchenden Betrügers fern zu halten; aber plötzlich änderte sich die Lage der Dinge. Der polnische Großadel, müde des Kampfes gegen den eignen König, schien sich verschworen zu haben, der Sache des Demetrius sich mit aller Thatkraft anzunehmen. Ein glänzendes Heer von Husaren, unter dem Befehle vornehmer Anführer, der Rozynski, der Sapieha, der Tißkiewicz, der Lissowski, kurz die Blüthe der polnischen und litthauischen Ritterschaft, eilte zu seinen Fahnen. Fürst Adam Wißniewiecki, der erste Beschützer des Demetrius und Schwiegersohn des Palatins von Sendomir, führte ihm in eigener Person zweitausend Reiter zu. Dies entschied in den Augen aller Derer, welche in den Glauben an die Identität der Person des jetzigen Demetrius mit dem Gemordeten wankend geworden waren. Wie Posaunenschall drang das Gerücht von diesem Rußland

bedrohenden Zuzug in die Ohren der Moskauer. Basil suchte nach Mitteln, den Sturm zu beschwören. In der Ueberzeugung von der Unechtheit des Demetrius, den die Polen jetzt als Puppe gebrauchten, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als den Palatin von Sendomir dahin zu bewegen, die Erklärung abzugeben, daß der den Namen seines gemordeten Schwiegersohnes mißbrauchende oder vielmehr der polnischen Armee als Panier und Losungswort dienende Führer nichts als ein Betrüger sei. Er hatte den Palatin deshalb zu sich in seinen Palast bringen lassen.

„Sage mir, Czar, hast Du schon gesehen oder gehört, daß ein Mann sich die rechte Hand abhaut, weil es einem Andern mißfällt, daß er mit dieser Hand Schwert oder Feder führt?“ fragte Georg Mieznek. „Du verlangst ein Gleiches von mir. Ich werde nie gegen meinen Schwiegersohn Demetrius zeugen.“

„Ich verlange das auch nicht, nur der Wahrheit die Ehre geben sollst Du. Hier lies diese Berichte, Du wirst darin finden, daß der Mensch, den man als Popanz braucht, ein abscheulicher Lügner und nicht Dein Schwiegersohn ist.“

Der Palatin wies die Berichte von sich mit der Verachtung, welche er überhaupt gegen alles Russische hegte. „Verschone mich mit diesen Lügen,“ sagte er kurz . . . „frage Dich selbst, ob es denkbar ist, daß Männer von solchen Namen, wie die Führer, welche an der Spitze der

polnischen Armee stehen, so blind sein sollten, einen Fürsten, den Hunderte von ihnen persönlich gekannt und Gnadenbeweise von ihm empfangen haben, in einem rohen ungebildeten Menschen wieder zu erkennen? Die Lüge ist zu groß, um natürlich zu erscheinen, und zu gemein, um nur den Anspruch einer Beachtung zu finden. Ha, Ihr Russen habt eine treffliche Art, Euch durchzufinden und eine noch schönere, Euch beliebt zu machen. Ihr schlagt mit der einen Faust und liebkost mit der andern. Solches habt Ihr an uns bewiesen. Wie lange schon sind wir Eure Gefangenen? über anderthalb Jahre sind seit der Zeit verflossen, wo der von Euch Bojaren angestiftete Pöbel nach unserm Blute schrie und in einer Nacht der Verdammniß uns überfiel. Ich fürchte, Czar, es wird der Tag kommen, wo Du in Deiner Seele Vieles ungeschehen wünschen wirst, das nicht für Dich spricht."

Basil schien nachdenkend. Er war kein Held, der begierig seine Wehrkraft mit der des Feindes zu messen trachtete, er war nur ein Intriguant, der im schlimmsten Falle eine Lüge mit der andern todtschlug und wenig wählerisch in den Mitteln zur Erreichung seiner Zwecke war. Der Widerstand, den der Palatin und dessen Tochter bei den Verhören, in denen man ihnen ein Geständniß, den Sturz Rußlands bezweckt zu haben, abpressen wollte, bewiesen hatten, war ihm mehr als fatal gewesen, weil diese Entschiedenheit Beider die Rechtlichkeit des gesche-

henen Umsturzes nicht nur in Zweifel stellte, sondern gänzlich niederschlug. Damals schien es Basil zweckmäßig, etwas den Palatin Versöhnendes zu thun, Marina's schmachvolle Haft ward deshalb aufgehoben; jetzt glaubte er durch ähnliche Großmuth seinem Ziele, Misznek zu der Erklärung der Unechtheit des jetzt sich geltend machenden Demetrius zu bewegen, näher zu kommen. Wenn auch nicht gleich, vermeinte er doch im Laufe der Zeit ihn dahin zu bringen, eine solche vielgewichtige Erklärung abzugeben. „Du überschüttest mich mit Vorwürfen, Pan (Herr) Misznek, die ungerecht sind und die Dich vergessen lassen, daß ich der Czar Rußlands bin,“ entgegnete Basil.

„Seit wann beliebt es Dir, mich Pan Misznek zu nennen?“ fragte Jener stolz. „Und läge ich in einem Eurer scheußlichen Kerker, würde ich immer der Palatin von Sendomir bleiben. Ein polnischer Palatin dünkt sich keinen Deut geringer als ein auf den moskowitischen Thron gelangter Großbojar.“

„Ich bemerke dies an Dir,“ stimmte der Czar lächelnd bei . . . „aber es freut mich, Dich in solcher guten Laune zu sehen, denn der Stolz ist ein Zeichen, daß es Dir noch nicht so schlecht ergangen, als Du Dir es selbst glauben machen möchtest. Wie, Herr Palatin von Sendomir, war ich nicht Dein Wohlthäter? Gedenke doch daran, was ich für Dich that! Mein Ansehen bewirkte

Dir und den Deinen Sicherheit des Lebens und als Czar gab ich Dir Deine Tochter zurück. Ist das Nichts? Stand Jemand hinter mir, der mich dazu zwang?"

„Nicht hinter Dir, in Dir befand sich Jemand, dem Du nicht zu widerstehen wagtest und das war die Furcht. Du fandest es für zweckmäßig zum Festhalten der Opfer der Intrigue, durch welche Du Dich zum Throne aufgeschwungen, Sammethandschuhe anzuziehen, um die harten Griffe Deiner Faust minder auffallend zu machen," antwortete der Palatin mit Verachtung.

„Es ist schlimmes Umgehen mit Dir, Väterchen," sagte der Czar, in den kindlichen gutmüthigen Ton seines Volkes überspringend. „Nun, nun, man muß die Leute nehmen, wie sie sind, so oder so. Ich bitte Dich, denke darüber nach, was ich von Dir verlangt habe, es ist nichts Schlimmes. Du sollst sehen, daß ich kein harter Czar bin. Denn ich hebe hiermit die bisher stattgefundene Bewachung Deines Hauses durch Strelitzen auf. Du und die Deinen sollt Euch ungefährdet in unserer Hauptstadt bewegen können, nur das Ueberschreiten der äußeren Thore kann ich Euch nicht gestatten. Auch will ich Einen der Deinen die Erlaubniß gewähren, Moskau zu verlassen, um sich mit eigenen Augen von der Betrügerei Dessen zu überzeugen, der sich den Namen Deines Schwiegersohnes angemaßt hat. Du erstaunst? scheint Dir meine Sicherheit zu gewagt für mich oder für die

Täuschung, in der Du Dich hinsichtlich des Wiederauflebens Deines Eidams befestigen möchtest? Ich wage nicht zu viel dabei, denn ich bin meiner Sache gewiß. Meinst Du, Herr Palatin von Sendomir, wir, die von Euch Polen verachteten Russen, wären zu schwachköpfig, um nicht den Schein von der Wahrheit trennen zu können? es wäre ein schädlicher und böser Irrthum. Meine Kundschafter sind nicht die schlechtesten, versichere ich Dich. Sie wissen sehr gut, wie der Fürst Schachowskoi und Pan Michawiecki eifrig bemüht waren, einen Menschen zu suchen, der einige Aehnlichkeit mit Demetrius hat, und wie sie in Sendomir den Gefundenen in seine Rolle einweihten. Unterbrich mich nicht. Es scheint unglaublich, daß man unter den Augen Deiner Gemahlin diese Vorbereitung durchführen konnte. Die Frau Palatina mußte doch ihren Eidam erkennen, eben so Deine Söhne, die Freunde Deines Hauses. Das Unglaubliche aber schwindet, wenn man erwägt, wie eine solche Posse allein im Stande ist, die Ansprüche Deiner Familie an Rußland als vor der Welt gerechtfertigt darzustellen. Macht und Herrschaft sind zwei gleich verlockende Ziele, was wagt man nicht um sie!"

„Ich bewundere Dein Calcül," bemerkte der Palatin.

„Habe Dank für diese mir erzeigte Ehre, Väterchen," fuhr der Czar in dem gemüthlichen Tone seines Volkes fort . . . „es ist die erste, die mir von Deiner

Seite wird und deshalb erfreut sie mich besonders. Aber laß mich weiter über diese Angelegenheit sprechen, denn ich möchte dieser Ehre gern noch würdiger werden. Du kannst mir einwenden, zuletzt müßte die angesponnene Intrigue doch scheitern, wenn Deine Tochter diesen nachgemachten Gemahl nicht anerkennte. Nun, ich meine nicht, daß man darum besorgt zu sein braucht. Die Aussicht wieder auf den Thron zu gelangen und die Ueberzeugung von dem Tode des ersten Gemahls legen einer jungen Frau leicht ein Schloß vor den Mund und bleibt es sich zuletzt nicht gleich, ob sie einem zweiten Betrüger die Hand reicht?"

Der Palatin von Sendomir fuhr heftig auf: „Sie müßte russisches Blut in ihren Adern haben." —

Der Czar blieb bei dieser keineswegs rücksichtsvollen Entgegnung so ruhig, als wäre ihm eine Schmeichelei gesagt worden. „Wollen wir uns nicht darüber streiten," sagte er . . . „ein Weib kann Alles und Deine Tochter ist . . . Mutter. Du siehst, ich greife in keinen leeren Topf. Weiter nun. Dem König Sigismund ist dieses ernste Ränkespiel nicht fremd, es giebt ihm Gelegenheit, seine unruhigen Edelleute auswärts zu beschäftigen, das heilige Rußland ist eine gute Beute und der Betrüger bleibt bis zu der Stunde, wo man ihn nicht mehr braucht, ein Werkzeug wie jedes andere, das man nach dem Ge-

brauche beseitigt. Scheint diese Moral dem Herrn Palatin von Sendomir so unmöglich?"

„Bei Gott, Czar, Du hast Deine Politik in der Hölle studirt!" rief Georg Misznek.

„Dann wäre Polen die Hölle," antwortete Basil lächelnd. „Würden wir Russen nicht beklagenswerth sein, wenn wir von unseren Nachbaren gar nichts profitirten? Genug jetzt davon. Ich biete Dir das Mittel zur Ueberzeugung, ergreife es."

Diese Unterredung machte auf den Palatin einen tiefen und kummervollen Eindruck. Gehörte er auch zu der großen Zahl der Leichtsinnigen unter dem polnischen Großadel, deren Streben allein nach Glanz und Schimmer gerichtet war und die im Uebermuthe ihre Güter vergeudeten, um zu prunken, so war er doch ein zu ehrenhafter Charakter, um sich zu einem Intriguant zu erniedrigen. Er verachtete den ränkevollen Basil im tiefsten Herzen, konnte aber sich selber nicht verhehlen, daß viel Wahres in dessen Auseinandersetzung einer Intrigue läge, von deren Existenz er, der arglose Palatin, nichts geahnt hatte. Bisher war er fest in dem Glauben an die Rettung seines Schwiegersohnes Demetrius gewesen; die von Pater Xaver eingezogenen Nachrichten verlauteten nichts von einer Personenfälschung und da ihm keine andere Kunde zukam, so knüpfte er wie seine Tochter und alle seine Haft Theilenden die feste Hoffnung daran, daß der

Sieg des geretteten Demetrius sie über lang oder kurz befreien werde. Der Frühling des Jahres 1608 war stark im Anzuge, nur wenige Monate fehlten an zweijähriger unwürdiger Gefangenschaft, in welcher Basil sie gehalten; der Wunsch nach Freiheit war ein so natürlicher in ihren Herzen, daß sie sich mit Vergnügen den schönen Phantasiebildern hingaben, welche sie an die Fortschritte ihrer Landsleute in dem gegen Rußland aufgenommenen Kampfe knüpften. Obwohl die Hoffnung auf den Sieg der Polen, da jetzt die Blüthe deren Ritterschaft sich bei dem Kriege betheiligte, um nichts gemindert, im Gegentheil erhöht, befestigter wurde, so fühlte sich der Palatin doch tief niedergedrückt von der Möglichkeit der Folgen, wenn Czar Basils Worte Wahrheit enthielten und der jetzige Demetrius nur das Werkzeug einer Staatsintrigue war, welche König Sigismund im Stillen sanctionirt habe.

In welche üble Stellung gerieth der Palatin und seine Tochter dann! Konnten sie auftreten und durch Verweigerung der Anerkennung des nachgemachten Prätendenten fast ganz Polen an den Pranger stellen, eine absichtliche Täuschung vertheidigt zu haben? Dieser mögliche Ausgang bekümmerte den Palatin schwer und er beschloß über die ihm von Basil gemachte Mittheilung gegen Alle, ausgenommen Pater Xaver, Schweigen zu beobachten. Ihn, dessen Treue er kannte, bestimmte er zur

Erforschung der Wahrheit über die angefochtene Persönlichkeit des jetzigen Demetrius. Der junge Priester war zu einer solchen Sendung der allein Fähige. Seine Vertrautheit mit der russischen Sprache und den Volkssitten verbürgte im Voraus ein sicheres Passiren durch die russischen Provinzen zu dem polnischen Heere.

Georg Misznek war ein zu zärtlicher Vater, um seiner Tochter das einzige Glück zu trüben, dessen sie jetzt in der Haft genoß, die Hoffnung nämlich, durch ihren Gemahl wieder zum Throne erhoben zu werden. Die lebhafte Einbildungskraft Marina's hielt fest an diesem Traum ihres stolzen und eitlen Herzens und er wurde ihr um so mehr ein Bedürfniß, als sie durch die Liebe des Mutterherzens sich berechtigt fühlte, die Zukunft ihres Kindes sich auf das Herrlichste im Geiste auszumalen. Bei ihr stieg kein Gedanke an die Möglichkeit auf, daß nur der Name ihres Gemahls, nicht auch dessen Persönlichkeit von so großer entscheidender Wirkung auf die Polen wie auf die Russen sein könne.

Die Strelitzen verließen auf Befehl des Czaren das große weite Gehöfte, welches der Palatin und die Seinen bewohnten und somit war für diese eine Stufe zur Freiheit errungen. „Ha, der Pelzhändler*) giebt klein nach,

*) Man nannte Schuiski spottweise so, entweder wegen des Pelzes „Schuba," den er als Czar zu seinem Ceremonien=

das Feuer fängt an, ihn auf die Nägel zu brennen, er wird gutmüthig, der Schubiak," spotteten die jungen polnischen Edelleute. „Was gilt's? er wird allmählig die Saiten so herunterlassen, daß er noch unsere Gnade erbitten wird."

Pater Xaver war tief von dem erschüttert, was der Palatin im Geheim ihm mittheilte und gleich bereit, sich auf die Wanderung zu begeben, um durch persönliche Ueberzeugung hinsichtlich der Identität des jetzigen mit dem früheren Demetrius die Wahrheit zu erforschen. Von diesen Zweifeln erfuhr Marina natürlich nichts, der Palatin sagte ihr nur, Pater Xaver habe eine geheime Sendung an Demetrius übernommen, ihn von ihrer Lage hier zu unterrichten.

„O mein theurer Freund," rief die Czarin, als der Jesuit Abschied von ihr nahm.... „Alles, was ich Dir an meinen Gemahl auftragen könnte, sagt Dir dein eigenes Herz. Wäre es nicht thöricht, wollte ich Dir Worte an ihn in den Mund legen, wo Du der treue Gefährte

---

costüm trug, oder auch in Folge eines schlecht genug begründeten Wortspieles auf die Aehnlichkeit des Namen Schuiski mit dem Worte Schubnik (Pelzhändler) oder vielmehr dem Adjektiv Schubsky (pelzig), welches gleichbedeutend mit Schubiak als gewöhnliches Schimpfwort gebraucht wird und so viel wie „Lumpenkerl" ausdrückt.

unserer Leiden bis jetzt gewesen bist? Erzähle ihm von seinem kleinen Czarewitsch, meinem geliebten Kinde, das wird seine Eile nach Moskau beflügeln, sage ihm, wie ich die Stunden zähle bis zu seiner Ankunft als Retter, als Rächer. Ach, Xaver, Du wirst ihm ein lieber Bote sein, ein Bote, wie es die mit lindem Frühlingshauche zurückkehrenden Vögel für unser Ohr und Herz sind. Niemand lehrt ihnen ihre Lieder und doch singen sie sie aus voller Brust heraus. Thue ihnen nach, mein Freund, und Du hast Alles gethan, was ich Dir auftragen könnte."

So schied Xaver von ihr.

Marina fühlte sich glücklich in dem Gedanken, ihren kleinen Czarewitsch in seine Geburtsrechte eingesetzt zu sehen. Jetzt war es so ärmlich um ihn her, kein Schimmer der Hoheit, auf die er den gegründetsten Anspruch hatte, umgab ihn und dieser Mangel verwundete oft ihr stolzes Herz; es sehnte sich nach dem Glanze des Thrones, in dem sie sich nur wenige Tage lang gesonnt hatte. Für ihre Gefangenschaft war eben das Mutterglück eine Stütze. Mit ungemeiner Sorge war sie um das Wohl ihres kleinen Czarewitsch bemüht, jedes Lächeln des Kindes erhob sie, aber auch jede seiner Aeußerungen von Weh erfüllte sie mit Angst und Schreck. Wenn ihr etwas besonders schmerzlich war, so lag dies in der Entbehrung eines mit ihr gleichfühlenden weiblichen Herzens. Sie besaß zwei polnische Dienerinnen, aber zu keiner fühlte sie sich mit

größerem Vertrauen hingezogen, sie erschienen ihr eben nur als Miethlinge, deren Theilnahme nicht über ihre Pflicht hinaus reichte.

Oft gedachte sie an Praskowa; lag auch eine unüberspringbare Kluft zwischen ihren beiderseitigen Geburts- und Standesverhältnissen, war auch die Tochter des russischen Bilderhändlers nicht geeignet, die öffentliche Freundin einer Czarin zu sein, so übte doch das natürliche sanfte Wesen Praskowa's einen großen zauberhaften Reiz auf sie aus. Bei dem jungen Mädchen war die Demuth und Ergebung gegen ihre Herrin keine leere Schmeichelei, sondern ein folgerechter Erguß ihrer ungekünstelten einfachen Empfindung und es war daher eben so natürlich als wohlthuend für Marina selbst gewesen, mit wohlwollendem Vertrauen ihr zu lohnen. Praskowa's Treue hatte sich ihr im Unglück bewährt und was knüpft die Herzen fester, als bewiesene Treue im Leiden?

Fast anderthalb Jahre waren verflossen, seit Marina keine Kunde mehr von Praskowa hatte. Mit der Rückreise der dem neuen Patriarchen als Begleiter dienenden Diakonen nach Kasan mußte auch der Jesuitenpriester, wollte er sein Geheimniß nicht selbst verrathen, nun dem Hause Walujew ferne bleiben. Marina's Befreiung aus dem Gefängnisse hatte übrigens schon factisch die Ursache aufgehoben, weshalb er die Besuche bei dem Bilderhändler begonnen und obwohl er den stillen Ephim

und Praskowa liebgewonnen, so überwog doch die Vorsicht bei ihm. Unter welchem Vorwande hätte er seine Besuche fortsetzen wollen? Würde es eine Unmöglichkeit gewesen sein, das die von ihm festgehaltene Täuschung entdeckt worden wäre? Ein kleiner Zufall konnte eine solche Enthüllung seines wahren Charakters herbeiführen und zum Uebel für seine eigene Person sowohl als überhaupt für seine in Haft gehaltenen Landsleute ausschlagen.

Unter den Bewohnern des Walujew'schen Hauses erstarb jedoch die Erinnerung an ihn nicht mit seinem Ausbleiben. Der stille Ephim gedachte oft seiner, besonders wenn er einen Spassittel (Erlöser) malte, redete er von dem guten freundlichen Diakon Afrael. Es that dem sanften Gemüthe Ephims wohl, dies oder jenes in's Gedächtniß zurückzurufen, wovon das fromme Väterchen von Kasan gesprochen hatte. „Es war ein recht gesegneter Tag, als er an unsere Bude trat, ein sehr gesegneter Tag," redete der in der Erinnerung fröhliche Ephim. O, ich weiß es noch ganz genau, Du Praskowa, standest mit in der Bude, als ich Väterchen Afrael einlud, einen unserer lieben Heiligen zu kaufen. Ich hatte ihn gleich auf den ersten Augenblick liebgewonnen. Es ist doch närrisch, wie manche Menschen Einen zu Herzen sprechen, ohne nur ein Wort mit uns geredet zu haben! Ich sagte das auch zu Väterchen Afrael und er meinte, darin ruhe ein schönes Geheimniß der Seelen, die im großen Weltall alle unter

einander verbunden wären, weil sie alle Kinder eines Gottes seien; aber Viele hätten sich von dieser Gemeinschaft losgerissen und das innere Licht sei in ihnen verloschen, weshalb die Guten auch Scheu und Trauer bei ihrer Annäherung empfänden. Ja, Väterchen Afrael war eine von den Seelen, in denen das Licht hell und klar leuchtete. Wie mag es ihm gehen? ob er unserer gedenkt? o gewiß, gewiß! meinst Du nicht auch, Praskowa?"

„Ich glaube es," antwortete die Gefragte . . . „die Erinnerung ist eine Ranke, die sich um einen hohen Ulmenbaum schlingt. Wie diese nicht von ihm läßt, so auch die Erinnerung nicht von uns, sie grünt immer neu."

Ephim war mit diesem Vergleich sehr zufrieden gestellt, er fand ihn treffend. Ueberhaupt schien das Verhältniß zwischen Praskowa und ihm inniger geworden zu sein. Das junge Mädchen schloß sich offenbar mehr als früher an ihn an. Ephim selbst hatte davon keine Ahnung; er hielt das so und nicht anders als ganz in der Ordnung. Die Zeit verwischt die stärksten Farben, sie ist die unsichtbare Verminderin von Wünschen, deren Erfüllung uns durch Verhältnisse entrückt wurde. Nicht daß Praskowa auf ihre Herrin Marina vergessen, nicht mehr des süßen schmeichelnden Eindrucks der ihr von dem schönen Julian von Golczewski bewiesenen Neigung gedacht hätte, solche Erinnerungen schlafen in Mädchenherzen nicht so leicht ein; aber sie erinnerte sich mit mehr Ruhe daran, ihr de-

muthsvoller Sinn ergab sich in das ihr schon früher bestimmte Verhältniß, Ephim's Weib zu werden. Bald nahte diese Zeit heran; Praskowa hegte keine so große Scheu mehr vor diesem Gedanken, als in jenen Tagen, wo sie im Kreml lebte und dann in der Erstlingszeit nach dem furchtbaren Auftritte im väterlichen Hause. Damals hatte das Neue, Unbekannte ihr einfaches Denken überwältigt. Diese große Unruhe ihres Wesens war aber jetzt bedeutend gemildert, die Frische der Farben ihrer Erinnerung verblich und zuweilen gab es sogar Stunden, wo sie über sich selbst lächelte.

„Was war ich doch für ein thörichtes Ding, daß ich es nur als möglich denken konnte, eines vornehmen polnischen Edelherrn Braut zu werden!" sagte sie zu sich. „Es war eine schlimme Ueberhebung meiner Niedrigkeit, ich war mir selbst entrissen. Was könnte ich denn an Ephim aussetzen? ist er nicht gut von Herzen und liebt er mich nicht mit aller Innigkeit? warum denn so hoch hinaus, Praskowa? sind die stolzen Bäume Dir weniger werth, als die Gräser?"

Ob diese Ansprachen an sich selbst von so unbedingtem Einflusse waren, daß sie jeden in ihrem Herzen aufdämmernden Gedanken an den schönen Julian Golczewski verdrängten, blieb ihr wohl verschwiegenes Geheimniß. Die Nothwendigkeit, wenigstens eine Seele im Hause zu haben, der sie sich vertraulich zuwenden konnte, war es ge-

wiß nicht minder, welche Theil an ihrem innigeren Anschluß an Ephim hatte. Ihr Vater war im Verlaufe der Zeit ganz unzugänglich geworden; die Schwermuth, die sich seiner bemächtigt hatte, machte ihn abwendig von jeder sanfteren Regung. Finster und in sich verschlossen lebte der Mann nur seinem Geschäfte; er war der unermüdlichste Bilderhändler der Moskauer Kjädi. Man hätte meinen sollen, der Mann steuere unaufhaltsam auf das Ziel eines Habsüchtigen zu, nur so viel als möglich zu erwerben und zusammen zu scharren, und doch wußte Jeder, der ihn kannte, daß dies nicht der Fall sei. Niemand verbrauchte so viel Wachskerzen als Walujew, in den verschiedenen Kirchen der Stadt empfingen die Heiligen diese leuchtenden Huldigungen; man erfuhr mit Erstaunen, daß er eine Schaar Armer an bestimmten Tagen mit Kerzen ausrüstete und sie gegen Bezahlung ihrer Mühen in die Kirchen schickte, um den Heiligen ein Licht zu weihen.

„Er ist sehr fromm," sagte man und dies Urtheil die Ursache, daß sein Geschäft das renommirteste unter allen seines Gleichen ward; man drängte sich an die Bude Walujew's in der Meinung, die Fürbitte der bei ihm gekauften Heiligen sei in allen Angelegenheiten viel wirksamer.

Ephim hätte wenig Einsicht haben müssen, wenn die sonderbare Umwandlung in Walujews Wesen ihm nicht aufgefallen wäre, aber er äußerte nichts darüber gegen

Praskowa. Es würde ihr weh gethan haben, besonders da es sichtbar genug war, welche schroffe Schranke einer unerklärbaren Abneigung oder Scheu den Vater von der Tochter trennte. Die Letztere berührte ebenfalls diesen unerfreulichen Punkt mit keiner Sylbe; nur die alte Natàscha sagte zuweilen:

„Der Herr ist wie ausgewechselt, gar nicht mehr er selber, wie vor Zeiten. Was meinst Du, Ephim, ob man einmal den Versuch macht, einen finnischen Zauberer darüber zu befragen? Es sind kluge Leute, die mehr verstehen als andere, und einen herbeizuschaffen sollte mir nicht schwer werden. Beim Lawotschnik (Victualienhändler) Isajewitsch Loffkow in der Tafarskaia (Straße) drüben kommen viele Leute hin, die allerlei Dinge treiben. Hat mir doch die alte Malanja, meine gute Freundin, als Geheimniß vertraut, daß ihr Herr, der Lawotschnik, selbst einen finnischen Hexenmeister unserm allergnädigsten Czaren und Herrn Basil Schuiski . . . Gott lasse ihn gedeihen! . . . zugeführt habe."

Indem Natàscha von einer Sache redete, welche damals als würdiges Seitenstück mit der abergläubischen Religiosität der Russen in vollkommenstem Einklang stand und ein trauriger Beleg für die niedere Culturstufe dieser Nation war, glaubte sie an Ephim einen Beistand in dieser Beziehung zu finden und erstaunte nicht wenig, als dieser ihr antwortete: „Es ist nichts damit, Mütterchen. Wer

möchte so närrisch sein, an diese Dinge zu glauben! Die Finnen sind gescheidte Leute, die vom Beutel der Dummen leben; sie haben weder über die Lebendigen noch über die Todten Recht und Macht. Was würde denn aus Gott und seinen lieben Heiligen, wenn es einem Finnen gefallen dürfte, etwas zu thun, was übernatürlich wäre?"

Natàscha stand an der Gränze ihrer Weisheit, dergleichen Widerspruch hatte sie von Ephim nicht erwartet; er überstieg ihr Begriffsvermögen. Mit sehr bitteren Gefühlen über das Einreißen von Unglauben an Dinge, welche von uralter Zeit her festen Grund im Volke gefaßt hatten und welche Vornehme wie Geringe als unumstößliche Wahrheit betrachteten, sah sich die Magd zurückgewiesen. Was Ephim ihr entgegnet hatte, stammte nicht aus seiner ursprünglichen Anschauung, sondern war der Nachhall der Lehren Afraels, welcher zuweilen, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, über derartige Gegenstände sich ausgesprochen hatte. Das einfache und fromme Gemüth Ephims empfing dadurch Läuterung, auf die es nicht stolz wurde, weil er es nur als natürlich fand, die Ansicht eines Mannes zu der seinigen zu machen, der sein ganzes Vertrauen und seine innigste Zuneigung besaß.

Nach Väterchen Afraels Fernbleiben vom Walujewschen Hause, was in Ephims Augen in der Rückreise der Diakonen nach Kasan hinlänglich begründet war, fühlte der stille Shiwopissetz eine große Leere um sich. Mit Wa-

lujew war wenig mehr zu sprechen, wenn es nicht das Geschäft angehende Gegenstände betraf, ja zuweilen wurde es Ephim ganz unheimlich in der Nähe seines künftigen Schwiegervaters, der selbst von Blicken erschreckt wurde. Wenn Walujew, wie es immer öfterer der Fall war, in Hinbrüten versunken dasaß und beim Wiederaufschlagen der Augen gelegentlich einmal Ephims theilnahmsvollen Blick auf sich haften bemerkte, fuhr er sichtbar erschrocken zusammen und griff mit der Hand hastig nach der Stirn. „Was siehst Du mich so unverwandt an?“ fragte er dann ... „ist etwas Auffallendes auf meiner Stirne?“

„Was soll's denn sein?“ entgegnete Ephim von der sonderbaren Frage überrascht.

„Was? weiß ich es? ... ein Fleck vielleicht ... ein ... Zeichen ... ein dunkler Schatten ... siehst du vielleicht so etwas?“

„O, das machen die Falten, weil Du die Stirne so sehr runzelst, Väterchen, das verfinstert sie, sonst sehe ich nichts.“

Walujew schien wenig von dieser Antwort befriedigt, sein Blick deutete den darüber gehegten Zweifel an und eine gewisse Scheu, von der Ephim sich gar keine mögliche Ursache denken konnte, nahm immer mehr Besitz von ihm. Brachte Ephim zuweilen das Gespräch auf Afrael, bemerkte er mit Erstaunen, daß sich Walujew's eine große Unruhe bemächtigte und er auffallender Weise Alles ver-

mied, was von seiner Seite eine Unterstützung der Fortführung dieses Gesprächsstoffes, der Ephim doch als ein sehr würdiger erschien, ähnlich gesehen hätte. Es war unheimlich in dem Hause geworden, ohne daß sich dies Gefühl gerade als ein bestimmtes hätte bezeichnen lassen, da dem äußeren Anschein nach Alles ganz in der alten Weise wie ehemals geblieben war, dieselben Menschen und derselbe sich zwischen ihren täglich erneunende Verkehr. Und doch war dies nicht so ganz der Fall, denn selbst zwischen Praskowa und der alten Natàscha machte sich eine Erkältung der Zuneigung von Seite der Ersteren gegen die Letztere bemerkbar, wovon der in seine Heiligenbildermalerei vertiefte Ephim jedoch nichts gewahrte.

Der alten Natàscha würde es das Herz abgedrückt haben, wenn sie nicht gelegenheitlich ihrem „Blümchen" eine Andeutung darüber hätte geben sollen, daß sie sie im Arme des Czaren gesehen. Sie erzählte dies Erlebniß, das ihr so viel zu schaffen gemacht hatte, als eine ihr zufällig beikommende Erinnerung, ohne jedoch zu äußern, daß sie Praskowa erkannt habe. Die Umständlichkeit bei ihrer Erzählungsweise konnte Praskowa nicht im Zweifel über die Wahrheit des Letzteren lassen; sie fühlte es heraus, wohin Natàscha ziele, welche sich zuletzt in heftige Schmähungen gegen einen Czar ergoß, der ein Heide und Bösewicht gewesen sei. Praskowa beobachtete Schweigen, was für Natàscha zur höchst unangenehmen Veran-

lassung wurde, daß auch sie diesen ihr höchst interessanten Gesprächsgegenstand fallen lassen mußte. Die Folge dieser übel angebrachten Vertraulichkeit, die einem beschämenden Vorwurf sehr ähnlich sah, war eine Entfremdung in der alten herzlichen Umgangsweise von Seiten des jungen Mädchens gegen die Magd, welche bisher einen Theil mütterlichen Ansehens bei ihr genossen hatte.

Praskowa fühlte sich nicht berufen, die Täuschung Natàscha's, nach welcher diese in dem als Husar gekleideten Julian Golczewski den beim Balle an seinem Vermählungs- und Krönungsfeste in gleichem wenn auch reicherem Costüm erschienen Czar zu sehen gewähnt hatte, zu berichtigen. Das junge Mädchen fand sich unangenehm von dieser es bedrückenden, wenn auch irrigen Kenntniß Natàscha's um seine Liebe berührt; es hatte das Gefühl, als würde ihm ein theures Geheimniß von rauher Hand aus dem Herzen gerissen. Praskowa's Schweigen und Nichtbeachtung war das einzige Mittel, auch Natàscha Schweigen aufzulegen; aber einen schweren Kampf hinterließ diese auf eben so unerwartete, wie unzarte Weise zu neuem Aufleben wachgerufene Erinnerung an ihre Liebe zu Julian in ihrem Herzen. Es kostete ihr viel Mühe, diesen Sturm zu bewältigen, der von ihrer lebhaften bilderreichen Phantasie unterstützt wurde. Was ihr nur mit Anstrengung gelang, das vollendete die Zeit; sie wurde ruhiger und bald glaubte sie den Wohllaut in-

neren Friedens erworben zu haben. Wie trügerisch war dieser Wahn des jungen Mädchens, welches noch nicht wußte, daß Leidenschaften wohl zum Schlummer gebracht werden können, aber bei der leisesten Mahnung mit neuer Kraft erwachen.

Eines Tages, nachdem fast zwanzig Monate seit jener Zeit des Aufruhrs verflossen waren, welcher Moskau zum Schauplatze blutigen Mordes gemacht hatte, eilte Praskowa flüchtigen Schrittes aus dem Rjädi, wohin sie für den Vater und Ephim einen wohlumwickelten Krug Sbitin (warmes aus Meth bereitetes Getränk) in Abwesenheit Ilia's, dem für gewöhnlich diese Besorgung oblag, gebracht hatte, nach Hause. Ein leises „Pst! Pst!" hemmte für einige Secunden ihre Eile, sie sah sich um, und gewahrte kein bekanntes Gesicht. Das „Pst!" hatte also nicht ihr gegolten und so setzte sie ihren Weg rasch weiter fort. Schon am väterlichen Hause angelangt, hörte sie das „Pst!" wieder. Mehr mechanisch als selbstbewußt blickte sie nach der Richtung zurück, von wo sie herkam. Eine in einen Mantel gehüllte Gestalt fiel ihr auf, von der sie ein Zeichen erhielt zu warten, indeß das junge Mädchen leistete dieser Aufforderung keine Folge, es schlüpfte rasch in das väterliche Gehöfte hinein, dessen Thüre hinter sich verriegelnd. Daß der sie zum Warten Auffordernde kein Moskauer sei, war ihr klar, denn er trug ja einen Mantel wie ein Ausländer und sein Kopf

wurde von einem großen breitkrempigen Hut so bedeckt, daß die Züge seines Gesichtes auf eine Entfernung von zwanzig Schritten unkenntlich blieben. Dieselbe Gestalt entsann sich Praskowa bereits gesehen zu haben, als sie sich bei dem ersten Merkzeichen umgeblickt hatte. Sie empfand Angst vor der Zudringlichkeit des Fremden, aber die Sicherheit, welche ihr das verriegelte väterliche Gehöfte verlieh, ließ sie schnell darauf vergessen.

Sie dachte mit keiner Sylbe mehr an den kecken Mantelträger, als sie am Abend, nachdem der Vater und Ephim aus dem Rjädi nach Hause gekommen waren und Natàscha das Nachtmahl bereitete, aus dem Gehöfte ein Gefäß heraufholen wollte. Sie fühlte sich plötzlich von einem kräftigen Arm umschlungen und eine männliche Stimme flüsterte ihr zu: „Ich bins, Julian Golczewski!"

Schreck und freudiges Erstaunen machte das junge Mädchen verstummen; es befand sich genau in der Lage eines Vogels, der, wie die Sage geht, vom Anblick der Riesenschlange erstarrt, willenlos dessen Beute wird. Praskowa fand bei dieser Ueberraschung kein Wort zu einem Ausdrucke ihres Gefühls.

„Mein kleiner Moskauer Engel soll mir jetzt nicht so schmetterlingsartig davonflattern, wie er es heute am Tage gethan," redete Julian leise. Daß ich hierher mich gewagt habe, wird, hoffe ich, Dir ein Beweis meiner Liebe und Du wirst noch die Nämliche sein, wie vordem im

Kreml, ehe dies bestialische Volk meuterte. Beim Satan, wenn ich daran denke, will mir's Blut aus den Fingerspitzen vor Wuth. Aber das beiseite. Ich habe Dich wieder, meine Schöne, und das Glück überwiegt Alles. Wäre die Hölle in Trümmer zerfallen, was kümmerts mich! ich halte den Himmel in meinem Arm und verdammt will ich sein, wenn ich jetzt von der Stelle weiche, ohne zu wissen, ob Du noch wie ehedem mein süßes Liebchen bist."

„Ums Himmels willen, laßt mich los, Herr von Golczewski, wenn der Vater . . . der Ephim . . . oder der Ilia, unser Diener, der vom Vater ausgeschickt jeden Augenblick zurückkehren kann . . . mich hier mit Euch überraschte . . . heilige Mutter, ich stürbe vor Schreck," hauchte Praskowa in größter Herzensangst.

„Was da!" rief der junge polnische Edelmann keck, „laßt diese Sorge zum Teufel fahren, ich bin da, das ist genug. Es wird wohl Niemand so dummdreist sein wollen, Dich mir mit Gewalt zu entreißen, ich würde ihm mit meiner guten Klinge eine Lehre für's ganze Leben ertheilen. Ephim . . . Ilia . . . was das für heidnische Namen sind! ha, Ilia war wohl das Faulthier, das vor einer Viertelstunde hier aus dem Gehöfte ging und glücklicherweise mich nicht sah? Warum zitterst Du wie eine Espe, Mädchen? bei meinem Schutzpatron, Deine Hand bebt ja wie vom Fieber. O, sei nicht närrisch, Kind, Furcht

ist die schlechteste Krankheit, die ein Mensch haben kann. Thue mir nach, ich weiß nichts von Furcht, nur vom Glücke, Dich wieder in meinen Armen zu halten. Denke Dir, bis jetzt sind wir, die Czarin, Deine frühere Herrin, ihr Vater, der Herr Palatin, und wir, deren Landsleute, von dem schuftigen Pelzhändler Schuiski, der sich Czar des heiligen Rußlands nennt, gefangen gehalten worden gleich wilden Thieren, und nun, wo ich heute zum Erstenmale wieder die Freiheit mit vollen Zügen genieße, ist mir das Glück wie seinem besten Schooßkinde günstig . . . ich finde Dich . . . es hätte mir keine Ruhe gelassen, wenn ich die Nacht hätte vorübergehen lassen müssen, ohne mit Dir gesprochen zu haben; diese Absicht führte mich hierher und . . . mein gutes Glück stand mir bei."

Nach kurzer Pause fragte er: „Du bleibst stumm, Praskowa? wie soll ich das deuten? Mädchen, sprich offen und ehrlich, hat die Zeit meiner Gefangenschaft mein Bild in Deinem Herzen verwischt?"

Ein leises kaum hörbares „Nein" entschlüpfte Praskowa's Lippen.

„Nein!" rief der junge polnische Cavalier in stürmischer Freude, sie fest in die Arme schließend . . . „ach, mein heißgeliebtes Täubchen, das ist ein Wort, das mir alle Himmel aufschließt. Bei Gott und der heiligen Jungfrau, Du bist das rechtgläubigste Wesen im Moskowiterlande, denn Du glaubst an mich."

Das Knarren der etwas schwer aufgehenden Thüre deutete Ilia's Rückkehr an. „Hierher, daß er uns nicht gewahr wird," flüsterte Praskowa in großer Angst und zog den ihr bereitwillig Nachgebenden hinter den Vorsprung eines Holzschuppens. Das Geräusch des schweren Holzriegels mit Kraft von Ilia durch die Eisenklammern geschoben und die etwas schwerfälligen Tritte des Dieners nach dem Hause folgten einander bald und befreiten das Mädchen ein wenig von der Furcht entdeckt zu werden. Ohngefähr zehn Minuten später bemühte sich Julian, den Holzriegel wieder so geräuschlos als möglich von der Thüre zurück zu schieben und als er auf die Straße in's Freie hinaustrat, rief er leise dem ihn geleitenden Mädchen zu: „Es bleibt bei der Abrede. Gute Nacht, träume von mir."

Der Abend war düstergrau, aber ganz geschaffen, das Geheimniß zu verhüllen, welches Praskowa trotz aller Freude des Wiedersehens doch eine unendliche Angst verursachte. Mit einemmale war aus ihrem Herzen der Friede verschwunden, den sie im Verlaufe der Zeit errungen hatte; der wieder mit aller Kraft in ihr erwachte frühere Zwiespalt ihres Herzens machte sie zu seiner willenlosen Beute. Und doch übte das Geheimniß, von dem sie sich zauberhaft umschlungen fühlte, einen so süßen überwältigenden Reiz auf sie, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte! Von den Bewohnern des Hauses ahnte Nie-

mand, daß ein kleiner unbedeutender Kreidestrich an der Gehöftethüre das Zeichen für eine Zusammenkunft zwischen Praskowa und einem von ihnen gehaßten Lateiner sei. Wenn der Abend niedergesunken, sein finsteres Gewand über die Stadt breitete, fand Julian von Golczewski den Riegel von der Gehöftethüre weggeschoben und schlüpfte geräuschlos an der Mauer im Innern des Hofes nach einem kleinen niedrigen Seitengebäude hin, welches Walujew zum Aufbewahren von seinem Vorrath Heiligenbilder gebrauchte und dessen Fensterläden fest verschlossen waren. Hier fand er beim Schein einer Handlampe Praskowa seiner warten. Es waren kurze Viertelstunden stillen verschwiegenen Glückes, in denen das Mädchen alle Angst vergaß, mit welcher der Gedanke an die Möglichkeit einer Entdeckung es den Tag über peinigte.

Aber Frauen-Augen sind scharfe, unausweichliche Späher. Es entging der alten Natàscha nicht, daß Praskowa eine Unruhe und Aengstlichkeit zu verbergen strebte, welche sich auf verschiedene Weise ausdrückte. Das Mädchen war jetzt ungemein schnell zum Schreck geneigt, fuhr auf, wenn es unerwartet, ohne daß es vorher Jemand in seiner Nähe gesehen hatte, angeredet wurde. Es zeigte eine außerordentliche Zerstreutheit bei Allem, was es that. Natàscha wußte nicht, wie sie diese auffällige Veränderung oder diesen unerklärlichen Zustand Praskowa's deuten solle. Der Zufall war ihr nach einiger Zeit zu dieser

Enträthselung behülflich. Sie bemerkte nämlich eines Abends, durch ein kleines Geräusch aufmerksam gemacht, wie das sich unbemerkt glaubende Mädchen aus dem Wohnhause einen umgestürzten Topf trug, aus dessen unterwärts gekehrter Mündung der Schein eines Lichtes herabfiel. Das war zu auffallend, als daß Natàscha sich nicht hätte veranlaßt fühlen sollen, diese Entdeckung zu verfolgen. Ihre Bastschuhe eigneten sich trefflich zum Nachschleichen. Sie sah das Mädchen mit dem Lichte unter dem Topfe nach dem kleinen Seitengebäude gehen und dessen Thüre, nachdem es in das Innere eingetreten, leise hinter sich anlehnen.

Natàscha war so erstaunt von diesem Gebahren, daß sie im Zweifel war, ob sie wirklich wache. Die Scene veränderte sich indeß bald, denn leise knarrte die Gehöftethüre und Schritte kamen dann längs der Mauer hin. Der Spätabend war zu dunkel, um die in den tiefsten Schatten sich drückende Lauscherin etwas mehr erkennen zu lassen, als daß die nahende Person eine sich in dem Nachtgrau abhebende dunkle Männergestalt sei. Erst als diese die Thüre des kleinen Gebäudes öffnete und in den aus dessen Innern schimmernden Lichtschein trat, konnte Natàscha sie ganz übersehen; aber ihr Erstaunen war dabei so schreckhafter Art, daß sie unwillkürlich zitterte. Der Fremde hatte den Mantel zurückgeschlagen und sie erblickte den leibhaften Czar, wie sie ihn in der

schönen polnischen Husarenuniform beim Balle an seinem Krönungs- und Vermählungsfeste Praskowa umschlungen durch die Gemächer führend, gesehen hatte. „Alle Heiligen! . . . bin ich behext?“ stammelte Natàscha.

Sie lauschte an der dem Fenster nahen Wand, die Beiden darinnen flüsterten, sie konnte nichts hören. Nun aber trat ein entsetzlicher Gedanke vor Natàscha's Seele. Der Czar war ja todt schon seit langen Monaten, folglich konnte es nur ein Gespenst sein, das sie gesehen hatte.

Die abergläubische Person verlor darüber alle Besinnung, sie eilte in's Haus in der Ueberzeugung, Praskowa sei von einem Zauber umfangen und solle die Beute eines Gespenstes werden. Dabei fielen ihr alle die erschrecklichen Wunderdinge ein, welche man von dem todten Czar erzählt hatte und die es außer Zweifel setzten, daß er ein böser Geist in Menschengestalt gewesen sei. Athemlos stürzte sie ins Wohnzimmer ihres Herrn.

Walujew lag müde auf einer Bank, Ephim saß lesend bei einer Lampe. Beide fuhren erstaunt auf, als die Magd in wirren Worten, die anfänglich jedes Sinnes zu entbehren schienen, ihnen Kunde von dem ihr eben zu Theil gewordenen unerhörten Erlebniß gab. „Der Czar . . . der todte Czar!“ kreischte Natàscha die Hände ringend . . . „Praskowa ist in der Gewalt dieses Gespenstes . . . o Herr, Herr, rette Dein Kind, sonst ist es verloren auf ewig!“ Die überraschende Erinnerung an den

von ihm Gemordeten erfaßte Walujew mit solchem Entsetzen, daß er kein Wort fand, nach dem Weiteren zu fragen; Ephim, obwohl auch von dem Plötzlichen ergriffen, doch von keinem solchen Schreck wie sein künftiger Schwiegervater durchschauert, fand endlich Worte, Natàscha zu befragen. Auch diesmal, wo die Ansteckungskraft des Schreckens so überwältigend war, zeigte sich die Nachwirkung des belehrenden Umganges Ephims mit dem Väterchen Afrael.

„Wer weiß, was Du gesehen hast," sagte er . . . „es giebt keine Gespenster, Väterchen Afrael hat mir dies erklärt." Und dann redete er Walujew zu, sich Praskowa's wegen zu überzeugen von dem, was Natàscha in ihrer übermäßigen Angst gesehen haben wolle und was sich sicher ganz anders verhalten werde. Solcher dringenden Zusprache konnte Walujew, da es ja sein Kind betraf, nicht ausweichen. Von der an allen Gliedern bebenden Natàscha und Ephim begleitet, ging er nach dem kleinen Seitengebäude.

Indem sie dessen nur angelehnte Thüre öffneten, wurde ihnen eine außerordentliche Ueberraschung. „Der Czar! das ist der leibhafte todte Czar!" kreischte Natàscha in die Kniee sinkend; denn sie erblickte den jungen Polenherrn, wie er den Arm um Praskowa geschlungen, diese an seine Brust geschlossen hielt. Das im Hintergrunde des Raumes brennende Lampenlicht erhellte Bei-

der Gestalten so ziemlich. Ephim war von dem, was er sah, versteint, es griff eisigkalt an sein Herz, als wenn es von einem Todeswehen berührt werde.

„Mein Vater!" schrie Praskowa auf, von Nataścha's Gekreisch aufgeschreckt.

„Tod und Teufel! will man mir an's Leben?" rief Julian von Golczewski, den Säbel aus der Scheide reißend.

Eine Pause folgte diesen Ausrufen der Angst und der Ueberraschung. — „Praskowa!" rief Walujew, das Schweigen endend, seiner Tochter zu, welche gleich einer geknickten Lilie im Arme des Polen hing und dadurch vom Niedergleiten bewahrt wurde . . . „Praskowa! wer ist dieser freche Mensch, der in mein Eigenthum gedrungen und in dessen Arme ich Dich finde?" Das Mädchen konnte keine Antwort geben, denn der Schreck hatte es bewußtlos gemacht. Dies Schweigen, dessen Ursache Walujew in der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, nicht ahnte, trieb ihn unverweilt zu einem Ausdruck seines Zornes, welcher ihm selbst in Rücksicht auf die blanke Waffe Julians leicht gefährlich werden konnte. Auf Praskowa zustürzend, wollte er sie mit Gewalt von Julian losreißen. „Weg da von dem Heiden!" schrie er, ihre Hand angreifend . . . „eher will ich Dich im Grabe wissen, als im Arme eines gottvergessenen Lateiners!"

„Sei verdammt, Götzendiener!" rief Julian, ihn

mit einem Stoße seines Säbelgriffes vor die Brust treffend, daß Walujew zurücktaumelte. „Denkt Ihr Schufte von Juden *), Ihr habt einen Eures Gleichen vor Euch?" Pasakrew (Hundeblut)! ich zeichne Euch mit rother Farbe, daß Ihr fühlen lernt, welcher Unterschied zwischen einem Russen und einem polnischen Edelmann ist."

„Daß die Erde Dich verschlinge, polnischer Wegwurf!" brüllte Walujew ... „lauf, Natàscha! schreie die Nachbaren zu Hülfe! fort Ephim, rufe die Nachtwache herbei! es gilt einem polnischen Lustigmacher einen Strick um den Hals zu legen."

„In die Verdammniß mit Dir, Hund!" fuhr Julian, empört von dieser Aussicht auf, die ihm Walujew zu bereiten Willens war und seine scharfe Klinge saus'te nach Jenem hin, den sie sicher getroffen haben würde, wenn nicht Praskowa von dem gewaltsamen Faustgriffe ihres Vaters aus der im Schreck sie überkommenen Bewußtlosigkeit zur Besinnung zurückgerufen, rechtzeitig Julians Arm gefaßt und den tödtlichen Streich von des Vaters Haupt abgewendet hätte. „Julian, erbarme Dich, es ist mein Vater!" rief sie, an seinen rechten Arm sich

---

*) Polen und Kosaken pflegten die Moskauer und überhaupt die Russen Juden zu nennen, wahrscheinlich wegen deren langen Bärte.

klammernd, damit er nicht auf's Neue die Waffe erheben könne.

„Wie? soll ich mich selbst in ihre Hände liefern? entgegnete der um Erbarmen Angerufene . . . „beim Teufel, ich wäre eine lebendige Schande für die polnische Ritterschaft und nicht des Sonnenstrahles werth, der mich je wieder träfe."

„O, habe Erbarmen!" wiederholte Praskowa in gesteigerter Angst . . . „ich bin seines Blutes, ich bin sein Kind. Was Du an ihm thust, thust Du an mir."

„Jammere nicht," sagte Julian etwas milder. „Was will ich denn? nichts als freien Weg. Ist das so viel verlangt? wer giebt ihm ein Recht zu Schimpfworten? Ehrlos müßte ich sein, wenn ich sie duldete. Wofür trägt der Edelmann den Säbel an der Seite? Wie? mein König würde es nicht wagen, Schimpf auf einen seiner Edelleute zu laden und ich sollte hier solchen demüthig hinnehmen, wie ein die Ruthe fürchtender Bube! Freien Ausgang will ich . . . nichts weiter!"

Mit einem Blicke voll Verzweiflung schaute das Mädchen auf den Vater, auf Ephim und auf Natàscha, ein Gedanke schien es zu durchzucken. Den noch festgehaltenen Arm Julians loslassend, eilte es zu Ephim und warf sich vor ihm auf die Knie, seine linke Hand hastig ergreifend. „Ephim! habe Mitleid mit mir! ich beschwöre Dich bei allen Heiligen des Himmels! . . . vergelte nicht

Böses, was ich an Dir gethan, mit Bösem . . . habe Erbarmen . . . verhindere Schlimmes zwischen ihm und dem Vater . . . o Ephim, Du bist so gut, ich weiß es, Du bist ein sanftes Herz, ich flehe zu Dir aus der Tiefe meiner Seele, laß kein" . . .

„Schleudere den giftgeschwollenen Scorpion weit weg von Dir, Ephim!" schrie Walujew plötzlich auf, Praskowa's Flehen unterbrechend . . . „tritt die gottesvergessene Abtrünnige in den Staub. Verflucht, millionenmal verflucht sei die Stunde, in der ihre Mutter sie mir gebar. Verworfen von Gott und allen Heiligen sei sie in Ewigkeit. Wie Aussatz und Pest am Körper hafte mein Fluch an ihrer Seele; jeder Tropfen Blut in ihren Adern werde fressendes Gift, jede Nahrung, jeder Trunk ihr zum Verderben, jeder ihrer Gedanken sei Höllenqual für sie und der Tod gönne ihr keine Ruhe in der Erde. Verlassen unter der Last aller Verwünschungen sei sie von der Erbarmung des Himmels ausgestoßen und von der Hölle um ihrer Abtrünnigkeit vom Vater willen verworfen, ein Spott der Verdammten. Anàfema *) über sie! Anàfema über Alles, was sie thut! Anàfema über

---

*) „Anàfema" heißt das Verfluchungswort, welches die russisch-griechische Kirche über alle politischen wie religiösen Ketzer ausspricht.

ihren Leib und Seele! Anàfema dereinst über ihr Grab! Anàfem . . ." das entsetzliche Wort erstickte im Munde des im höchsten Grade der Wuth wie von einem tödtlichen Fieber zusammenschauernden Mannes, welcher unfähig diese Ueberspannung seiner im wildesten Aufruhr befindlichen Geisteskräfte zu überdauern, ohnmächtig zu Boden fiel.

„Der Herr stirbt!" rief die an allen Gliedern zitternde Natàscha, zu dem Bewußtlosen eilend.

Ephim hatte keinen Ausdruck für diesen entsetzlichen Moment, der so wenig zu der friedenvollen Stille seines Gemüthes paßte; er war wie geistig gelähmt und starrte auf den bewußtlos am Boden liegenden Walujew. „Ich bin verflucht vom Vater!" rief Praskowa, die Hände in Verzweiflung ringend. Eine schauerliche Pause folgte diesem Aufruhr aller Empfindungen. Ephim erholte sich zuerst von dem Eindruck des Entsetzens. Sein Blick fiel auf Praskowa, dann auf Julian. Er sagte leise, als fürchte er sich, den Ton der eigenen Stimme zu hören: „Das Schlimmste ist geschehen und Gott erbarme sich Dessen, der es auf der Seele hat. Geht von hier . . . es hält Euch Niemand mehr. Ich will kein Anàfema über Euch rufen, Gott mag's thun nach seiner Weisheit. Geht schnell!"

Julian überwand den Eindruck des Schreckens, der sich auch seiner unwillkürlich bemächtigt hatte, obgleich

seine Frivolität ihm eine mächtige Stütze dagegen geboten, aber von dem Ueberwältigenden dieser Scene in den Hintergrund gedrängt worden war. Er zog Praskowa zu sich mit den Worten: „Komm mit mir. In diesem Hause des Wahnsinnes ist keines Bleibens mehr für Dich. Narrheit und Wuth feiern hier ihre Hochzeit.“

Praskowa entwand sich seiner Hand. „Laß mich, Julian, laß mich! Hier ist mein Platz . . . hier muß ich bleiben, den Vater anflehen, daß er das über mich ausgesprochene Anàfema zurücknimmt. Vom Vater verflucht sein! . . . o, wie elend bin ich heute geworden!“

„Der Fluch eines Wahnsinnigen hat keine Bedeutung,“ sagte Julian, aber dieser Trost fand kein Ohr bei dem in Thränen ausbrechenden Mädchen, es warf sich neben der sich mit ihrem Vater beschäftigenden Natàscha nieder und bedeckte des Bewußtlosen Hand mit Thränen und Küssen. „Praskowa!“ rief der junge Pole wie gerührt von dem sichtbaren Schmerze seiner Geliebten und vielleicht auch fühlend, wie unpassend und überlei sein längeres Verweilen hier sei . . . „Du weißt den Ort, wo Du Freunde findest. Ich erwarte Dich dort!“ — Rasch verließ er das Gehöfte.

Bald darauf kam Ilia nach Hause und mit seiner Hilfe trug Ephim den bewußtlosen Walujew in das Haus.

III.

Einen ungeheuren Umschwung der Dinge im heiligen Rußland bewirkte die am 24. April 1608 erfolgende Schlacht bei Wolchow zwischen dem Polenheere des Demetrius und der russischen Armee, auf welche der Czar Basil Schuiski sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Sein Bruder Demetrius, von ihm zum Oberbefehlshaber dieser Truppen ernannt, war auf dem Schlachtfelde ein eben so unglücklicher wie ungeschickter General, während die Polen, befehligt von dem alten Kriegsknechte, Fürsten Adam Rozynski, welcher schon seit lange daran gewöhnt war, sich mit den Moskowiten herumzuschlagen, und dessen Name allein schon seinen Gegnern einen panischen Schrecken einflößte, dem Siege mit Gewißheit entgegensehen konnte. Ein einziger Choc der polnischen Husaren genügte, um die russische Linie zu durchbrechen. Alles, was den Lanzen der Polen und Kosaken entkam, floh in wilder Verwirrung nach Moskau, das siegreiche Heer Rozynski's folgte ihnen auf dem Fuße und um die russische Hauptstadt wäre es

geschehen gewesen, wenn der Sieger sein Glück verfolgt hätte. Welche geheime Absichten die polnischen Generale hatten, nicht sogleich das reiche Moskau in Sturm zu nehmen, ist ein Räthsel geblieben.

Das polnische Heer machte, seinen von Angst und Muthlosigkeit erfüllten Gegnern selbst unerwartet, in dem 12 Werste von der Hauptstadt entfernten Dorfe Tuschino Halt, welches Letztere bald das Ansehen einer Stadt erhielt und für die Polen zu einem Capua ward, wo Alles im Ueberfluß von Fern und Nah zusammengebracht wurde; denn täglich ausziehende Schaaren erhoben in der Umgegend auf viele Meilen weit Contribution, plünderten die Dörfer und zündeten die Landsitze der Edelleute an. Demetrius etablirte ein glänzend militärisches Hauptquartier, das bald alle Räuber der slavischen Länder nach Tuschino lockte. Polen, Kosaken, Saxorogen und Tataren eilten herbei, um unter die Fahnen eines Czaren sich zu schaaren, welcher seinen in Hülle und Fülle schwelgenden Soldaten Alles erlaubte. Moskau zitterte vor der Rache der schnell auf hunderttausend Mann anwachsenden Truppen im Lager von Tuschino. Basil Schuiski war in Verzweiflung, wagte es dessen ohngeachtet aber nicht, es auf eine Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, sondern schloß sich in einem wohlverschanzten Lager vor den Mauern der Stadt ein und ließ unaufhörlich daran arbeiten, es durch neue Werke zu befestigen. Nicht allein die äußeren Feinde

waren es, die ihn ängsteten, sondern mehr noch die inneren. Er wußte, wie leicht gereizt das Volk sei, alles Unglück, von dem es getroffen wird, seinen Führern beizumessen und wie Viele es gab, die ihn haßten. Sein Argwohn ahnte in Jedem, der sich ihm nahte, einen Verräther und er verübte Grausamkeiten aller Art gegen die, welche ihm als Rebellen bezeichnet wurden. Trotz dieser Strenge und den scheußlichsten Zaubermitteln, mit denen er sein Lager (nach Angabe russischer Chronisten) umgürtete, machte er die unangenehme Erfahrung, daß täglich Hunderte seiner Soldaten den durch Beschwörung als undurchbrechbar gemachten Zauberkreis seines Lagers nicht achtend, zu dem im Wohlleben schwelgenden Feinde übergingen.

Eine sicherere Hilfe, als diese traurigen Selbsttäuschungen gewährten, erwarb er (gegen Gebietsabtretungen und eine bedeutende Geldsumme) mittelst eines mit dem König von Schweden geschlossenen Vertrages, indem ihm dieser ein Hilfsheer von 5000 Mann unter Befehl von Jacob Pontus de la Gardie, desselben Generals, welchen der große Gustav Adolf später seinen Lehrer in der Kriegskunst nannte, zum Beistand schickte. Wohl fühlend, daß er selbst nicht der Mann für das Schlachtfeld sei, übergab Basil seinem Vetter, Michael Skopin Schuiski, einem jungen, kühnen und von dem Heere wie vom Volke geliebten Helden, den Oberbefehl. Diese von der Nothwendigkeit ihm gebotene Wahl grollte ihn tief, denn er

haßte den von der Volksgunst beglückten jungen Verwandten. Moskau war noch die einzige Stadt, auf welche er einiges Vertrauen setzen konnte, weshalb er alle in's Innere des Landes abgeführten polnischen Gefangenen in die Hauptstadt bringen ließ, um ihrer sicherer zu sein. Er hatte den Plan gefaßt, sie zu seinen Beschützern zu machen, und unterhandelte mit ihnen gegen die Bedingungen, sie frei zu lassen und ihnen sogar ihre Verluste bei dem Aufstande zu entschädigen, wogegen sie den Schwur leisten sollten, das ihnen angethane Unrecht nicht zu rächen, nicht die Waffen gegen Rußland zu führen und den im Lager von Tuschino residirenden Demetrius als Betrüger anzuerkennen. Unter solchen Umständen, wie die gegenwärtigen, war es äußerst schwierig, die Polen dahin zu bewegen, einem Manne, der zur Bestrafung eines Aufruhrs, durch den ihre theuersten Verwandten gemordet und sie an ihrer Habe die empfindlichsten Verluste erlitten und lange Haft erduldet hatten, an der Seite eines gewaltigen Heeres in Rußland erschienen war und jetzt als Sieger wenige Werste entfernt von Moskau stand, täglich bereit, einen Sturm auf die moskowitische Hauptstadt zu unternehmen, das Brandmal eines Betrügers aufzudrücken. Es hieß eben so viel als sich selbst schmähen, wenn sie den natürlichen Rächer der an ihnen verübten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten als lügenhaften Abenteurer vor der Welt an den Pranger stellen wollten; denn selbst, wenn

er auch nicht der rechte Demetrius war, blieb er ihnen doch ein natürlicher Helfer, ein Beistand, der nothwendiger Weise ihre Rechte und Ansprüche schützen mußte, um Polens Freundschaft sich zu bewahren.

In des Palatins Hause war eben dieser Bedingung wegen ein bedeutender Zwiespalt ausgebrochen. Ohngeachtet der vom Czar anbefohlenen strengen Ueberwachung der gefangenen Polen war doch an den Palatin ein Schreiben des Demetrius gelangt, in welchem derselbe ihn und Marina beschwor, sich zu ihm in das Lager zu Tuschino zu begeben. Der Schluß dieses durch einen Spion überbrachten Briefes lautete: „Kommt zu mir, statt Euch in Polen zu verbergen, um der Verachtung der Welt zu entfliehen."

„Er ist, was der Czar sagt, ein Betrüger," sprach Misznek zu seiner Tochter. „Basil hat zum Erstenmale die Wahrheit geredet. Betrachte die früheren Briefe Deines Gemahles, die er an uns nach Polen schrieb und Du wirst den Unterschied mit diesem Schreiben leicht herausfinden. Die Formeln, deren sich Dein Gemahl gegen mich in seiner Schreibweise bediente, mangeln hier ganz, der Schreiber kennt sie nicht einmal und selbst die uns bekannte Unterschrift seines Namens ist eine andere, fremde."

„Seit wann ist mein gnädiger Herr Vater so streng in kleinlichen Dingen? fragte Marina. „Mir scheint

fast, Basil Schuiski habe an Ew. Gnaden einen guten Freund gewonnen. Es ist offenbar, einer seiner Schreiber hat in seinem Namen den Brief geschrieben: ich vermisse allerdings Manches, was wohl hätte darin stehen können; aber wie sollte ein Fremder darum wissen, ein Mensch, der nur den Willen seines Herrn nach dem Worte erfüllt, ohne tiefer einzugehen in dessen Verständniß? Und kann mein Gemahl nicht eine geheime Ursache gehabt haben, nicht selbst zu unterzeichnen? Darf man es einem Manne, der an der Spitze von 100.000 Mann steht, als Fehler anrechnen, wenn er von der Sorge für diese ungeheure Zahl zu sehr in Anspruch genommen, einem Andern eine Angelegenheit überläßt, von der er im Voraus überzeugt sein muß, daß sie bei uns ein tiefer Griff in's Herz ist, weil sie mit unserm Dasein eng zusammenhängt?

„Meine Tochter, Du übersiehst nur, daß eine der Hauptsorgen für jeden Prätendenten die Mittel zur Anerkennung seiner Rechtmäßigkeit sind. Wenn Du ihn anerkennst, so ist er vor Gott und der ganzen Welt der rechtmäßige Czar, Dein Gemahl. Deine Anerkennung wiegt mehr auf, als das Geschrei von Tausenden. Das muß er wissen. Eben deshalb ist der gänzliche Mangel jeder vertraulichen zwischen uns gangbaren Formel in diesem Schreiben ein Beweis gegen die Echtheit dessen, von dem er kommt. Es giebt keine Rücksicht, die ihn zur Ausgebung dieser Formeln bewogen haben könnte. Im

Gegentheile mußte es jetzt ihm besonders angelegen sein, uns von sich zu überzeugen."

Marina verstummte, ihr Vater hatte das Recht so offenbar für sich, daß es wohl zur Unmöglichkeit gehörte, ihn mit überwiegenden Gründen, welche ihn zwangen, seine Ansicht aufzugeben, zu widersprechen. Sie wußte ihm nichts zu erwidern, als die Antwort: „Ich kann Euch, mein gnädiger Herr Vater, nicht zu meiner Ansicht bewegen; aber ich beanspruche die Freiheit, von Ew. Gnaden auch die meinige geachtet zu sehen."

„Ich finde es natürlich, daß Dir kein Gedanke lieber ist, als Dich von der Wahrheit des Lebens Deines Gemahls überzeugt halten zu können."

Indem der Palatin dies sprach, bezeichnete er treffend den Standpunkt seiner Tochter in dieser Sache. Marina befand sich in einer außerordentlichen Aufregung. Stolz und Eitelkeit, die so leicht in ihrem Herzen überwucherten, hatten jetzt einen mächtigen Hebel erhalten, der ihre reiche geschäftige Phantasie auf's Kräftigste unterstützte. Der Gedanke an die ihr entrissene Hoheit verursachte ihr jedesmal schmerzlichen Kummer; was konnte zu dessen Verscheuchung mehr beitragen, als das Bewußtsein, bald wieder im Besitze des ihr geraubten Gutes zu sein? Deshalb war es ihr nicht möglich, der Ansicht ihres Vaters beizutreten, wenn sie auch zu ihrem eigenen Verdrusse sich sagen mußte, daß so Vieles für diese sprach.

Der Schluß des Schreibens des Demetrius: „Kommt zu mir, statt Euch in Polen zu verbergen, um der Verachtung der Welt zu entfliehen," deutete ihr als finsterer Gegensatz von Glanz und Hoheit die Schmach an, der sie entgegenging, wenn sie in die Heimath zurückkäme. Spott und Hohn würde sie vielleicht mit Selbstverleugnung ertragen haben, aber das Schlimmste, was sie fürchtete, war das Mitleid, mochte es aus ehrlicher Meinung hervorgehen oder der Ironie zum Gewande dienen. Das Mitleid Derjenigen, denen sie im Gefühl der ihrer harrenden Würde, Czarin des Russenreiches zu werden, beim Abschied ihr ferneres Wohlwollen als eine ihnen erzeigte Gnade versprochen hatte, erschien ihr jetzt als ein jede Hoffnung, jeden Werth des Lebens vernichtender Urtheilsspruch. Sie schauerte bei dem Gedanken an diese Demüthigung zusammen, er verletzte das Innerste ihres Herzens auf eine schonungslose Weise. Und wenn nicht jetzt, wer sollte später ihres Kindes Rechte auf den Thron der Czaren unterstützen? Sie vermied, um nicht noch mehr mit trostlosen Vorstellungen dieser Art gequält zu werden, das Zusammensein mit ihrem Vater.

Was war aus Pater Xaver geworden? Er war nicht zurückgekehrt von der Mission, die der Palatin ihm übertragen, auch nicht die Spur einer Nachricht von ihm war ihnen zu Ohr gekommen. Da nicht an seiner Treue zu zweifeln war, so konnte nur der Tod sein Loos gewesen

sein. Marina vermißte ihn jetzt, wo eine entscheidende Zukunft ihr so nahe gerückt war, mit Schmerz. Sein Rath würde ein Wink für ihr Verhalten gewesen sein, denn kam er nicht aus einem Herzen, welches — das sagte sie sich mit Stolz — ihr angehörte? Sie fühlte sich nicht glücklich gestimmt und saß, dem Zwiespalt ihres Denkens sich hingebend, am Abende desselben Tages, wo der Brief des Demetrius sie mit ihrem Vater in Widerspruch gebracht hatte, an dem Lager ihres kleinen Czarewitsch, der sorgenlos schlummerte und dessen keimende Seele nichts wußte von der großen Unruhe im Gemüthe seiner Mutter und von all' den widerwärtigen Ereignissen, die den Thron seines gemordeten Vaters umwirrten. Marina wurde weichen Herzens im Anschauen des Kindes, das so ahnungslos, so still und friedevoll vor ihr ruhte.

Wenn jemals des weisen Solon's Ausspruch: „Lobe den Tag nicht vor dem Abend," sich verwirklicht hatte in dem Leben eines Menschen, so war es an ihr geschehen. Jetzt noch in voller Jugendblüthe war sie schon von den nächtlichen Schatten des Unglücks überbreitet; aller Schimmer war von ihr abgefallen und bittere schmerzliche Enttäuschungen hatten ihr eine Dornenkrone um's Haupt geschlungen. Nichts von all' dem Glanze war ihr geblieben, als die traurigen Erinnerungen an dessen kurze Dauer. Eine arm gewordene gefallene Größe fühlte sie das Nichts, in welches sie das Geschick vom Throne herabge-

stürzt, tausendfach und der Ausgang dieses Nichts, dieser hülflosen Abhängigkeit von jedem günstigen oder ungünstigen Zufall drohte ihr mit dem herben Spotte, der alle Gestürzte zu übergeifern pflegt. Nur ihm entgehen, das war jetzt ihr einziger Gedanke. Sie zitterte in Selbstscham, daß es so weit mit ihr gekommen. Konnte sie nichts thun, die schmachvolle Aussicht, in Polen der Gegenstand der Verachtung zu werden, zu ändern? Die Furcht, daß ihr Vater von seiner Ansicht, Demetrius sei nicht ihr Gemahl, geleitet, und um die Freiheit aus der drückenden Haft zu erwerben, sich mit dem verhaßten Basil einverstehen und jede Möglichkeit, sich wieder empor zu schwingen, durch eine an Schuiski gegebene Erklärung der Unechtheit des Demetrius vereiteln könne, peinigte sie außerordentlich. Sie mußte ein Mittel finden, diesem drohenden Geschicke zu entgehen; lieber sterben als zurückkehren nach Polen und sich dort der Verachtung der Welt auszusetzen.

Was verlor sie, wenn Demetrius wirklich nicht ihr Gemahl war? Nichts; im Gegentheil, sie konnte nur gewinnen, sich zu seiner Herrin machen durch die von ihrer Seite ihm werdende Anerkennung seiner Rechtmäßigkeit. Ihr Ausspruch mußte entscheidend für ganz Rußland, für die ganze Welt werden, ein unumstößliches Urtheil sein, das ihn zum Herrscher stempelte. Von Gedanken dieser Art bestürmt, wurde sie durch die Meldung ihrer Dienerin,

ein russisches Mädchen wolle sie sprechen, gestört. Sie war unwillig über diese Unterbrechung ihres Nachdenkens und ließ die um Gehör Bittende abweisen; aber die Dienerin kehrte zurück mit der Meldung, das Mädchen weine erschrecklich und ringe wie in Verzweiflung die Hände. Das klang so seltsam, daß Marina sich bewogen fand, die Weinende vor sich zu lassen.

„Praskowa!“ rief sie erstaunt, als diese auf der Schwelle des Zimmers erschien.

„Ach, meine gütige hohe Herrin, ich bin sehr unglücklich und suche Schutz und Hülfe bei Dir,“ entgegnete die Genannte in heftiger Bewegung ihr zu Füßen fallend. „Wenn Du mich von Dir stößest, habe ich Niemand mehr auf Erden, der mir im Unglück ein Erbarmer sein könnte!“

Marina hob sie empor, der Zustand, in dem Praskowa Walujewna sich befand, war ein zu greller Contrast gegen ihr gewöhnlich sanftes kindliches Wesen. Das Mädchen zitterte an allen Gliedern, über seine Wangen rollten große schwere Tropfen.

„Mein Himmel, was ist Schreckliches über Dich gekommen, Kind?“ fragte die Czarin. „Fasse Dich, sage mir Alles und sei im Voraus jedes Beistandes versichert, den ich, selbst eine hülflose Gefangene, Dir gewähren kann.“

Praskowa überdeckte ihre Hände mit Küssen. „Ich

wußte das!“ rief sie. „Ich kenne das Herz meiner gütigen gnädigen Herrin, es verläßt mich nicht im Unglück.“

Das Mädchen war dem Vaterhause entflohen, in dem es seit jenem Abende, wo Natàscha zur Verrätherin seiner Zusammenkunft mit Julian von Golczewski geworden, mehr als unheimlich war. Vergebens mühte sich Praskowa, ihres Vaters Verzeihung zu erbitten, der Mann stieß sie hart von sich, er hatte kein Wort der Milde, selbst nicht einmal einen Ausdruck des Zornes für sie; in seinem Blicke lag aber die Verwerfung, der Fluch, den er ausgesprochen, gepaart mit jener Starrheit beginnenden Wahnsinnes, die jeden Nahenden mit Schreck erfüllt. Die Ueberreizung seiner schon vorher von Schwermuth hart angegriffenen Geisteskräfte konnte nicht ohne Folge auf ihn bleiben; die dem entsetzlichen Abend folgenden Tage fanden ihn auf dem Krankenlager; Ephim versah das Geschäft in der Bude, Natàscha pflegte den Kranken, der mit einem thierischen Brüllen seine Tochter, wenn sie sich ihm zu nahen versuchte, von seinem Lager abwehrte. Praskowa hatte nur Thränenströme für dies Unglück, sie flehte Natàscha an, bei dem Vater für sie zu bitten.

„Was würde es helfen,“ entgegnete die Magd hart, „der Herr ist ein rechtgläubiger Christ, der kein Kind anerkennen kann, das zu lateinischen Heiden hält. Hättest Du das Haus in Brand gesteckt, es wäre lange nicht so schlimm, als das, was Du gethan hast.“

Praskowa fühlte das Harte, Widerwärtige in dieser Antwort zu sehr, um noch eine Sylbe an sie zu verschwenden. Der gemeine Sinn, welcher jede bessere Regung leicht überwuchert, hatte von Natàscha vollkommen Besitz genommen, sie gehörte der großen Menge an, welche heute Hosiannah ruft und morgen ein „Kreuzige!" Es ist keine Kunst zu lieben, wenn uns der Gegenstand unserer Zuneigung fleckenlos erscheint, aber die wahre Liebe wandelt sich nicht so leicht um, wenn der Geliebte menschlich fehlt und zum Sünder geworden ist. Zu solcher Liebe gehört aber ein edles an Vergebung reiches Herz; das Natàscha's war aber reich an Schlacken niedriger Empfindungen, die das Bessere schnell ersticken durch Lieblosigkeit. Indeß auch sie sollte die Strafe für ihren Verrath fühlen.

Mehrere Tage später redete der in starrem Schweigen auf sein Lager hingestreckte Walujew plötzlich zu ihr: „Es war gut, daß Du in die Täuschung geriethest, der Hund von Lateiner sei der Czar, in dessen Arme Du sie damals am Vermählungs- und Krönungsfeste gesehen hattest. Gott und seine Heiligen müssen mich verworfen haben, da sie mir eine Tochter gaben, welche sich den Heiden zum Gegenstand ihrer Lüste in die Arme wirft. Verflucht sei mein Blut in ihren Adern! . . . wie kamst Du zu dieser Täuschung?"

„Ach, Väterchen, da es nicht der todte Czar war, den ich an dem unglückseligen Abende vor wenigen Tagen

sah, so war es doch derselbe, von dessen Arme umschlungen Praskowa bei dem Feste durch die Gemächer des Palastes ging. Ich glaubte damals, er sei der Czar, denn sein Kleid war ganz so wie das, was Jener trug. Und daß er es war, den ich damals gesehen und für den Czar gehalten, wie ich Dir auch so erzählte, erkannte ich an der Schmarre über seine linke Wange wieder."

„Wie?" rief Walujew, sich langsam aufrichtend ... „Du sagst, es sei derselbe gewesen von damals, also nicht der Czar?"

„Ich war in einem schlimmen Irrthum, Väterchen," antwortete Natàscha bebend, denn ihres Herrn Augen glichen glühenden Kohlen, die stier aus ihren Höhlen herausbrannten und in ihre Seele sich einbrennen zu wollen schienen ... „die Aehnlichkeit der Kleidung täuschte mich."

Eine Pause folgte, Walujew's Blicke hingen unverwandt an Natàscha, welche unter dem Gewichte deren Furchtbarkeit kleinmüthig in die Knie sank. Plötzlich stieß der Mann einen Schrei aus, der das Haus durchhallte, und wie von übernatürlicher Kraft gestählt sprang er vom Lager auf und rief, Natàscha bei den Schultern packend: „Es war nicht der Czar?"

„Ich täuschte mich, Väterchen," stammelte die Magd unter seinem gewaltigen Griffe zusammenbrechend.

„Nicht der Czar?! ... Nicht der Czar!?" ... brüllte Walujew wie rasend ... und darum wurde

ich zum Mörder an ihm, den Gesalbten! . . . darum trage ich die Qualen dieses Verbrechens auf der Seele! . . . darum! . . . darum! . . . in die Hölle mit Dir, falsche Schlange, die Du mir die Unthat in's Herz gebrannt! . . . in den Abgrund der Verdammniß! mir voran! mir voran! dort finde ich Dich wieder, dort sollst du mir zuflüstern als ewige Marter für meine Seele: es war nicht der Czar!" — Um Natàscha's Leben würde es geschehen gewesen sein, wenn es ihr nicht gelungen wäre, sich seinen Fäusten zu entringen, die sich gleich Eisenklammern um ihren Hals spannten und ihr mit Erdrosseln drohten. Ihrer Körperkraft hatte sie es zu verdanken, daß ihr das Entkommen aus den Händen des Rasenden möglich wurde.

Seit diesem Augenblick gehörte Walujew zu jenen beklagenswerthen Irrsinnigen, bei denen sich Geistesverdunkelung und Geistes-Bewußtsein so seltsam durcheinander mischen, daß weder das Dasein der einen noch des andern klar von einander zu unterscheiden ist. Zuweilen erfolgten Ausbrüche einer zum höchsten Grade gesteigerten Leidenschaftlichkeit, von Verzweiflung, wenn der Mord an dem Czaren, als an einem Gesalbten, sich seiner Seele bemächtigte. Heulend, Haar und Bart zerraufend, wälzte er sich auf dem Boden umher wie ein von dem schrecklichsten Schmerze Gepeinigter, gräßliche Verwünschungen gegen sich ausstoßend, und dazwischen hinein zahllose „gos-

podi pomilui (Herr, erbarme dich)!" schreiend. Nur erst, wenn ihn die Körperkräfte verließen, endete dieser tobende Zustand, dem wie nach heftigem Sturme die Windstille, eine tiefe Erschöpfung folgte. Gewöhnlich wurde er dann sanft, fast kindisch gut und in dieser Unterbrechung seines Irrsinnes nahte ihm Ephim. Natäscha wagte es nicht mehr in seine Nähe zu kommen. Ilia pflegte ihn an ihrer Stelle.

Ephim vermied es sorgsam, mit Praskowa zu sprechen. Nicht allein, daß das Bewußtsein, in ihr sich so arg getäuscht zu haben, schwer auf seinem stillen sanften Gemüthe lastete, daß mit diesem Bewußtsein aller Nimbus, den er im Geiste um seine Zukunft an Praskowa's Seite erblickt hatte, zerstiebt war, er fühlte auch die Beängstigung mit, die sie ihm gegenüber empfinden müsse, wenn er mit ihr hätte sprechen wollen. Was würde er ihr auch haben sagen können? Vorwürfe gegen sie aussprechen, dazu mangelte ihm jene Rücksichtslosigkeit, welche dem Zorne und Verdruß freien Lauf läßt, vielleicht auch selbst die dazu erforderliche Stärke der genannten Empfindungen. Ephim's mehr weibliches Gemüth entbehrte nicht die Tiefe der Innigkeit, wohl aber die ausdauernde Kraft der Leidenschaft, die ihren Träger überwächst, ihn sich unterthan macht. Er zog sich gleichsam in sich selbst zurück, trug den Schmerz der unerwarteten Enttäuschung mit der ihm eigenen Stille, wie er das Glück trug und

sein mildes Wesen bewahrte auch der Sünderin an ihm noch eine Vergebung und Mitleid.

So lebte also Praskowa Tage der Angst und Verlassenheit im väterlichen Hause. Sie hatte Natàscha's böse Worte nicht vergessen und hielt sich fern von ihr, nur das Nöthigste mit ihr verhandelnd. In ihre Schlafkammer meist eingeschlossen, lebte sie traurige Stunden hin, unschlüssig, was sie thun sollte, diesen peinlichen Zustand zu enden. Konnte sie nach dem, was Entsetzliches vorgegangen, je die Hoffnung hegen, daß es vergessen werde?" Mußte nicht stets die Scham vor Ephim, ihn, der es so wenig verdiente, getäuscht zu haben, auf ihren Wangen brennen? Und dann das Anàsema, welches ihr Vater über sie ausgesprochen, stand es nicht wie dereinst der Cherub mit dem bloßen hauenden Schwerte vor dem Garten Eden vor ihrer Vergangenheit, so daß keine Rückkehr mehr zu dem Glücke der ohne Fluch verlebten Tage möglich war? Wenn das Anàsema sich erfüllte an ihr, mußte sie das unglücklichste Wesen auf Erden werden und durfte sie, mit diesen entsetzlichen Verwünschungen beladen, sich in die Gemeinschaft Anderer wagen, ohne von ihnen zurückgestoßen zu werden? Vielleicht aber war es möglich, daß der Vater das Anàsema, welches er im höchsten Grade der Wuth auf sie geschleudert, widerrief! Dieser Gedanke erschien ihr wie ein Lichtblick in dunkler Nacht; sie hielt ihn mit Seelenangst fest, an ihn knüpfte

sich die einzige Hoffnung, die ihr noch geblieben war. Sie kannte ihres Vaters Zustand nicht, weil sie weder mit Ephim, noch mit Natàscha davon gesprochen. Daß er ihre Versuche, sich ihm zu nahen, mit Geschrei abgewehrt hatte, hielt sie für Nachfolge der ungeheueren Aufregung, in der er sich befunden; sie wußte nicht, daß sich seine Sinne verwirrt hatten. Auch stieg in ihr die schlimme Vermuthung auf, daß die jedesmal bei diesen Annäherungsversuchen anwesende Natàscha vielleicht Ursache sei, daß er sie von sich gestoßen habe. Wenn sie nur eine Gelegenheit fand, sich ihm zu nahen, wenn er allein war, vielleicht gelang es ihr dann, ihn für sich zu gewinnen, durch die Wahrheit ihres großen Schmerzes ihn zu rühren.

Diese Gelegenheit ergab sich ihr am Abend vor einem Festtage. Ephim war noch in der Bude, da an solch einem heilig gehaltenen Abende mehr als je Geschäfte in Heiligenbildern gemacht werden. Ilia ging mit Natàscha an ihrer Kammer vorüber, sie hörte ihn sagen: „Nun, Mütterchen, rücke etwas heraus, das man mit den Zähnen beißen und kleingemacht in den Magen besorgen kann. Ach, mein heiliger Schutzengel, da denke ich ja daran, daß wir heute Fasttag haben wegen morgen! Es ist sehr schlimm, daß man nicht gleich morgen für heute essen darf, ich hätte alle Tage und besonders an Fasttagen schöne Anlage dazu; aber wo bliebe dann das Gesetz? Schirmen uns alle guten Heiligen, heute Fleisch

zu essen, obwohl ich, unter uns gesagt, mit einer kleinen Hammelkeule verlieb nehmen wollte. Also ein Dutzend Blinni oder Pirogen, eine Schüssel Schtschi müssen's für heute schon thun in der Hoffnung auf die morgende Entschädigung. Ich denke einmal ein Stündchen in Ruhe essen zu können. Väterchen Walujew ist kindgut, liegt still und singt seine Gospodi pomilui vor sich hin . . . nun, Mütterchen, ich meine, es wird nun wieder besser mit ihm werden . . ." Seine Worte verhallten im Gange nach der Küche zu.

Für Praskowa waren sie ein Fingerzeig, ihr Heil zu versuchen. Sie eilte auf den Fußspitzen geräuschlos nach der Stube ihres Vaters, Ilia hatte deren Thüre nur angelehnt gelassen, sie trat leise ein. Im Zimmer herrschte Zwielicht, Walujew lag still auf seinem Bette, mit dem Gesicht gegen das Fenster gekehrt, die Hände über der Brust zusammengelegt und sang halblaut das Gospodi pomilui, jene sich bei der griechischen Messe wie überhaupt bei allen dienstlichen Uebungen der griechischen Kirche unzählige Male in allen Weisen wiederholende Gesangsformel. Die Stille im Zimmer und der eintönige Gesang des ohne Regung daliegenden Mannes, vereint mit dem langsam sinkenden Dämmerlichte, machten einen tiefen feierlichen Eindruck auf Praskowa. Geräuschlos trat sie hinter das Kopfende seines Bettes und stimmte leise mit in das Gospodi pomilui ein, welches bald stärker

von den Lippen Walujew's zu hören war. Die immer schönen melodischen Gänge dieses uralter Zeit entstammenden Kirchengesanges schwebten in leisen und lieblichen Tönen gleich Blüthen über den tiefen auf- und absteigenden Baß seiner Stimme hin, sie wiegten den Sinnenwirren in eine Täuschung ein, die Praskowa bald mit Schrecken und Entsetzen durchschauerte.

Nach einer langen Weile endete Walujew seinen Gesang und auch Praskowa schwieg.

„Du bist es, mein heiliger Schutzengel," hob der Mann an . . . „das ist ein großer Segen für mich. Ach Gospodi pomilui! ich bin ein großer Sünder. Wo warst Du, mein heiliger Schutzengel, als ich die schlimme That vollbrachte? Weißt Du davon? Die heiligen Engel sind fern, wo Böses geschieht, darum warst Du nicht bei mir; aber Du mußt Alles wissen, daß Du mein Gospodi pomilui vor den Thron Gottes bringest und mir vergeben werde. Hörst du mich, mein heiliger Schutzengel?"

Praskowa flüsterte ein leises „Ja" über sein Haupt hin.

Nach einer kurzen Pause begann Walujew auf's Neue zu sprechen: „Du weißt es, mein Heiliger, ich war immer fromm, habe immer gebetet und die Kirche und ihre Gebete gingen mir über Alles . , . ach, wie wenig ist das gegen das Böse, was ich gethan habe! der Czar kam

in's Land . . . der Lateiner, der uns Alle betrog und unsere heilige Kirche stürzen wollte . . . ich haßte ihn als einen Heiden, der die Rechtgläubigen vertilgt um ihrer Rechtgläubigkeit willen; aber ich hätte doch nicht gegen ihn die Hand erhoben zu seinem Tode, denn er war ein Gesalbter des Herrn, wenn er auch ein Falscher war zur schweren Prüfung unserer heiligen rechtgläubigen Kirche; ich hatte nur Verwünschungen gegen ihn in Herz und Mund. Ach, Gospodi pomilui! ach, meine Sünde frißt an mir wie glühend Feuer! . . . Da sagte mir Natàscha, sie habe mein Kind in seinen Armen gesehen . . . das sagte sie . . . und der Zorn sträubte mir die Haare auf dem Kopfe zu Berge . . . mein Kind zur Dienerin seiner Lust... eines Rechtgläubigen Tochter von einem Heiden zu Schanden gemacht!" . . . der Sprechende stieß einen gurgelnden Ton aus, als ergriffe ihn Wuth . . . „jetzt mußte ich ihn treffen . . . seinen Frevel rächen; denn das Kind ist des Vater's Kleinod... und wer's ihm raubt, den kann er tödten. Ach, Gospodi pomilui! ich hatte keinen Gedanken mehr als den. Du hattest mich verlassen, heiliger Schutzengel."

Eine Pause folgte. Walujew wendete sich voll Unruhe nach beiden Seiten seines Lagers, rieb die Stirne, wie wenn er in derselben Schmerz fühle, schnaufte tief, als mangele es ihm an Athem und gab alle Zeichen großer Aufregung von sich. Praskowa zitterte in gränzenloser

Angst, sie war unerwartet zur Ohrenzeugin einer Beichte geworden, die zwar erst begonnen, aber Fürchterliches vermuthen ließ. Walujew in dem Wahne, vor seinem ihm unsichtbaren, aber bei ihm weilenden Schutzengel ein Geständniß abzulegen, um dessen Fürbitte bei Gott zu gewinnen, erging sich in Schilderung der Einzelnheiten der Aufruhrsnacht. Sein Geist war so ungemein lebhaft von den ihm verbliebenen Eindrücken derselben ergriffen, daß der sich deutlicher Versinnlichungs-Fähigkeit erfreuenden Phantasie des Zuhörenden es leicht werden mußte, das sich vorzustellen, was Walujew schilderte; denn immer mehr ergriffen von dem ihn beschäftigenden Gegenstande hatte er sich sogar auf seinem Lager aufgerichtet, seine Arme flogen thätig auf und nieder, seine Stimme drückte in den mannigfaltigsten Modulationen die Affecte aus, welche die aufregenden Scenen bei jenem Ereignisse in seiner Seele bewirkt hatten; er durchlebte sie gleichsam neu.

„Dort ist er! dort! hei! ihm nach! wir haben den polnischen Dudler! Urrah (Hurrah)! jetzt ist er unser! nieder mit ihm!" rief er, . . . aber er ist entkommen, es sind nur seine Goldkinder, die deutschen Hundesöhne . . . alle Horden Teufel haben ihm beigestanden, denn er ist fort . . . fort . . . die Zimmer sind leer . . . versinke er in den Abgrund der Verdammniß! . . . das Suchen war Alles vergeblich, die bösen Geister haben ihn

gerettet . . . Schüsse knallen . . . muß die Hölle ihr Spiel treiben? sie schießen ihn nieder . . . nur ich habe das Recht dazu . . . er hat mein Kind, die Tochter eines rechtgläubigen Christen zu Schanden gemacht . . . verdamme Gott den Heiden in Millionen von Ewigkeiten! . . . ich durchrase die Zimmer, um hinunter zu kommen, seine Leiche noch mit den Zähnen zu zerreißen . . . meine Augen sind mit Blindheit geschlagen, ich finde den Ausgang nicht . . . kein Fluch hilft in dieser Noth, kein Heiliger steht mir bei, mich zu rächen. Verzweiflungsvoll wälze ich mich am Boden, er ist meiner Rache entgangen!"

Walujew schnaufte wie von einem tollen Laufe erhitzt, der nöihige Athem schien ihm zu mangeln, eine kurze Pause trat ein; Praskowa hielt sich bebend am Kopfende seines Lagers fest, Angst und Entsetzen machten sie wanken. Endlich fuhr der Vater fort in kurzen abgebrochenen Sätzen, die die Steigerung seiner zum höchsten Grade aufgeregten Erinnerung kund gaben.

„Jetzt schallt Gebrüll durch die Zimmer . . . hei! sie bringen ihn . . . in einem Pastetenbäckerkleide bringen sie ihn unter Gelächter und Schreien . . . sie schleifen ihn, sein Bein ist zerschmettert . . . er kann nicht mehr entrinnen . . . sein Gesicht ist von Faustschlägen blutrünstig . . . Säbelhiebe haben seine Schultern zerfleischt . . . aber mir gehört er, . . . mir! . . . ich habe mit dem Heiden abzurechnen . . . ich breche durch die Menge . . . ha,

da steht er, der Czar, der Lateiner, der mein Kind zu Schanden gemacht . . . ich höre ihn Beichte und spende ihm mit einer Kugel durch sein Herz die Absolution" . . . Eine Pause folgte unmittelbar den letzten Worten Walujew's; dann, wie von aller Kraft plötzlich verlassen, sagte er kaum verständlich: „Ich hatte im Irrthume den Gesalbten ermordet, Natàscha hatte falsch gesehen . . . es war ein Anderer gewesen, der mein Kind" . . .

In diesem Moment schallte ein Schrei des Entsetzens von Praskowa's Munde.

„Wer schreit? . . . wer schreit hinter mir?!" rief Walujew auffahrend.

„Vater, erbarme sich Gott Deiner Seele, Du bist ein Mörder geworden . . . und ich die schuldlose Ursache der schrecklichen That!" rief das Mädchen an der Seite seines Lagers niederstürzend. Für wenige Augenblicke fesselte die Ueberraschung den sinnwirren Mann; als aber dieser unerwartete Eindruck seine Wirkung verlor, brach eine unsägliche Wuth bei ihm aus. Mit der Linken in ihre Haarflechten greifend, riß er sie bei diesen an sich. „Du mußt auch fort . . . ich auch . . . ich auch . . . Anàfema über uns Beide! Heute stirbst Du unter meiner Hand . . . morgen ich am Strick . . . ich will nicht allein in die Hölle . . . nicht allein der Verfluchte von Allen sein!" schrie er.

In der wilden Gährung seiner Sinne hatte er kein

Ohr für seiner Tochter Schmerzgeschrei, die Wuth stählte seine Kräfte; nur mit der höchsten Anstrengung entriß sich Praskowa seiner um ihren Hals sich spannenden Faust, aber mit der andern hielt er sie noch an den Haarflechten fest. Ihm sich entwinden wollend, wurden ihre heftigen Bewegungen Ursache, daß er aus dem Bette stürzte, doch trotz des Falles ließ seine Faust ihr Haar nicht los. Wie ein Bleiklumpen an diesem Schmuck ihres Hauptes hängend, wurde er von ihr mit aus dem Zimmer fortgerissen. Natàscha und Ilia kamen herbeigestürzt, sie wollten sie festhalten. „Sie muß sterben! sie muß sterben!" schrie der hinter ihr her Geschleifte . . . mit mir! mit mir muß sie sterben!" Angst, Schmerz und Entsetzen verwirrten Praskowa so sehr, daß sie Natàscha und Ilia ausweichend der Treppe sich zuwendete. Dieser Ausweg zur Flucht befreite sie von dem an ihren Haarflechten hängenden wahnsinnigen Vater. Die Aufschläge, die sein Körper von Stufe zu Stufe empfing, mochten so schmerzhaft für ihn sein, daß seine Faust endlich von ihrem Haar los ließ; er stürzte polternd hinter ihr drein die Treppe herunter, welche zu schmal war, um Natàscha oder Ilia, die Beide fürchterlich schrieen, die Möglichkeit zu gestatten, die ihm voran Fliehende zu ergreifen. Blind vor Entsetzen suchte Praskowa ihre Rettung auf der Straße, im Freien; sie lief, als sie dem Gehöfte entsprungen, eine große Strecke weit auf dem rothen Platze hin, bis

sie erschöpft von der Angst und der Hast ihrer Flucht nicht mehr fort konnte.

Der tief niedergesunkene Abend war ihr Schützer, sonst würde der Zustand, in dem sie sich befand, den Vorübergehenden aufgefallen sein. Als sie sich ein wenig erholt und die wild um ihren Kopf hängenden auseinander gerissenen Flechten unter Schmerzen und vielen Thränen wieder befestigt hatte, war natürlich ihr erster Gedanke, was jetzt aus ihr werden solle? Zurück in's väterliche Haus zu kehren getraute sie sich nicht mehr, sie fürchtete, ermordet zu werden vom Vater, mit dem sie Natàscha und Ilia im Einverständniß glaubte. Nur Ephim hätte sie vor einem Angriff auf ihr Leben schützen können und gewiß auch geschützt, so viel gerechte Ursache er auch hatte, sie zu hassen. So traurig auch das Bewußtsein für sie war, das väterliche Haus nicht mehr als den Mittelpunkt sich denken zu dürfen, um den sich ihr Leben von dessen erstem Augenblicke an gedreht hatte, an den sie mit allen Fäden des kindlichen Herzens hing, so überwog doch die ihr gewordene entsetzliche Kenntniß des Mordes ihres Vaters an dem Czar die um ihr eigenes Schicksal Geängstete für jetzt bei Weitem, weil eben die Gewißheit, mit welcher Walujew jeden einzelnen geringfügigen dieser Blutthat angehörenden Umstand erzählt hatte, bei ihr die Ueberzeugung begründete, daß es auch wirklich der Czar gewesen sein müsse, an dessen geweihtes Leben er

im Irrthum die frevelnde Hand gelegt hatte. Mit diesem Gedanken fiel auch die Behauptung der Czarin Marina, ihr Gemahl habe sich gerettet, in Nichts zusammen. Das Bewußtsein, ihr Vater sei Mörder an dem Leben des Gesalbten, durchbebte sie mit Fieberschauern. Niedergedrückt von dieser Ueberzeugung und dem Schmerze, ihr Vaterhaus meiden zu müssen, wußte sie keine andere Hülfe, als eben in des Palatins Haus zu flüchten.

Freilich konnte das nicht mit so freiem Herzen geschehen, weil die Kenntniß von der blutigen That ihres Erzeugers sie schwer bedrückte; aber wunderbarer Trost, der ihren Muth wieder ein wenig aufrichtete, lag für sie in dem Gedanken, daß der Schritt, den sie jetzt that, eine Zulassung Gottes sei, damit sie durch treuergebene Liebe gegen Marina die große Schuld ihres Vaters an derselben in etwas sühne. Einem frommen gläubigen Gemüthe, wie das Praskowa's, wird es leicht, einen wenn auch nur scheinbar tröstenden Gedanken sich bald ganz zum Eigenthume zu machen, sich in denselben so rasch hinein zu leben, daß er, kaum entstanden, schon zum Anker für das leidende Herz wird. Ohne diesen Trost, den sie aus sich selbst gewonnen, wo so große Angst auf sie niederdrückte, würde es ihr an Muth gefehlt haben, den Beistand ihrer ehemaligen Herrin, obwohl diese ihr Dank schuldig war, in ihrer Verlassenheit aufzurufen. Marina ahnte nicht, was Praskowa ihr verbarg, als diese von

ihr aufgefordert zum Geständniß dessen, was sie aus dem Vaterhause getrieben, unter vielen Thränen ihre Verstoßung als eine Folge der Entdeckung ihres geheimen Verhältnisses zu Julian von Golczewski erwähnte.

„Nun, beruhige Dich, Kind," sagte die Czarin gütig, ihr die thränenfeuchten Wangen klopfend... „Du bist bei mir in der Obhut einer Dir Dank verpflichteten Freundin, die Dich nicht von sich läßt. Geht Alles gut, so ist dies nämliche Moskau, das mir jetzt zum Kerker dient, in wenig Wochen wieder die Hauptstadt des einem treulosen Rebellen entrissenen Reiches meines Gemahls. Ein Augenblick kann Alles umgestalten und dieser Augenblick ist nicht fern. Du hast einen Vater verloren und dafür das Herz Deiner Herrin und Freundin gewonnen. Kann Dich das beruhigen, meine Kleine?"

„O, wie habe ich so viele Gnade und Huld verdient!" rief Praskowa, ihr den Saum des Gewandes küssend.

Marina sagte lächelnd: „Durch Dich selbst, Närrchen, weil Du es einmal wissen willst. Doch weg mit Deinem Kummer jetzt, er ist unnöthig, Du bist nicht verlassen. Siehe her, meinen kleinen lieben Czarewitsch... den habe so lieb wie mich. Dir übertrag ich seine Pflege, ich weiß dann, welcher Hand, welchem Herzen ich ihn anvertraut habe... und wahrhaftig, Kind," fuhr sie fast scherzend fort zu sprechen... „es ist auch der ein-

zige Beweis von Gnade und Huld, den ich Dir geben kann; denn ich bin eine blutarme Czarin, mit deren Herrlichkeit es noch gar trübe aussieht; aber es wird bald anders werden . . . auch mir wird der Tag des Triumphes kommen. Ach, wie sehne ich mich nach ihm!"

Praskowa hörte nicht auf diese Selbsttröstung ihrer Czarin, sie war mit dem kleinen Czarenprinzen beschäftigt, der erwacht aus dem Schlummer, die Händchen nach ihr ausstreckte und gar nicht fremd und unwirrsch that gegen sie, sondern so freundlich, als habe er sie schon immer gesehen. Das Mädchen erlangte durch die fest ausgesprochene Ueberzeugung Marina's, daß Rußland bald wieder ihrem Gemahle gehören werde, eine große Erleichterung von der Angst, ihren Vater als Verbrecher am Leben des Czaren zu wissen. Verminderte sich die That Walujews auch nicht zu gänzlich Ungeschehenem, blieb auch immer der Vorwurf des Blutvergießens an ihm haften, so erschien in ihren Augen doch seine That geringer, da sie nicht das geweihte Leben des Czaren angetastet hatte; wie hätte Marina sonst mit so vieler Gewißheit die Hoffnung von dem bald über seine Feinde zu erwartenden Siege ihres Gemahls aussprechen können?! Dieser Gedanke war ein großer wesentlicher Trost für Praskowa. Am nächsten Tage erst sah sie Julian. Die Czarin hatte den jungen Cavalier zu sich beschieden und ihn selbst von der Ursache des Hierseins Praskowa's unterrichtet.

„Bei der Mutter Gottes!" ihr Vater war wie ein angeschossener Eber, und so wenig ich furchtsam zu sein pflege, gnädigste Frau, so muß ich doch bekennen, daß mir der Mann ein Frösteln durch die Glieder jagte, als er sich in seinen Verwünschungen überbot, daß ihm die Seele auszulöschen schien und er wie todt zusammenstürzte," entgegnete Julian. „Wer sollte glauben, daß ein so bitterböser Stößer ein so liebliches Täubchen sein Fleisch und Blut nennen könne!"

„Nun, Herr von Golczewski, ich erwarte, daß Ihr nicht vergeßt, was Praskowa Euretwegen gelitten hat, und Ihr Euer Betragen gegen sie darnach einrichtet," sprach Marina.

Julian machte ihr eine tiefe Verbeugung und antwortete leichthin: „Ich bin Cavalier, gnädigste Frau, und wenn auch meine Güter im Monde liegen, so halte ich doch auf eben so viel Ehre, wie ein Edelmann **mit** Gütern auf dieser Erde." Wie Julian diese Antwort verstanden wissen wollte, blieb der Czarin für jetzt unbekannt, und sie nahm sie in dem Glauben an edelmännische Ehrenhaftigkeit hin. Diese kleine Episode zerstreute in etwas ihren Unmuth über ihres Vaters entschiedene Hartnäckigkeit im Zweifel an der Echtheit des im Lager zu Tuschino befindlichen Demetrius. Sie wollte den Glauben an ihn nicht aufgeben, und erschrak daher nicht wenig, als der Palatin ihr ankündigte, daß er dem Czar Basil

das Versprechen geleistet, ohne sich in die Angelegenheit des sich seinen Eidam nennenden Prätendenten mischen zu wollen, auf gerader Straße nach Polen mit ihr, seiner Tochter, und den bei ihm sich befindenden Cavalieren zurückzukehren. „Es ist nicht möglich, daß Ihr, gnädigster Herr Vater, meine und meines Kindes Rechte so sehr vergessen haben könnt, um Euch zu etwas zu verpflichten, was jeden unserer Ansprüche für immer vernichtet!“ rief Marina.

„Wir haben nur noch einen Anspruch zu erheben, den Ersatz des uns geraubten Eigenthums, dessen Werthsumme ich bereits dem Czar und seinem Bojarenrathe als unsere gerechte Forderung bezeichnet habe und mir die Erfüllung dieses Anspruches auch zugestanden ist,“ entgegnete der Palatin. „Alles Andere ist für uns unersetzlich verloren und es wäre lächerlich, darum zu streiten. Ich bin dieses Landes und aller hier sich abspinnenden Ränke müde und werde dem Himmel danken, wenn ich wieder im Schlosse zu Sandomir mein Haupt ohne Kummer für den nächsten Tag werde niederlegen können. Uebermorgen früh verlassen wir Moskau in Begleitung einer Sicherheitswache.“

Marina verharrte im Schweigen, welches sonderbar gegen ihren früheren Protest hinsichtlich dieser dem Czar Schuiski gegenüber bezeigten Nachgiebigkeit des Palatins contrastirte. Nach einer Weile sagte sie wie kleinmüthig:

„Ach, mein gnädigster Herr Vater, was bleibt mir Armen unter diesen Umständen noch übrig, als mich unter die von Eurer Weisheit getroffene Maßregel zu beugen! Die Hoffnung muß mich aufrecht erhalten, daß man in Polen noch Herz genug haben wird, um früher oder später meines Czarewitsch Geburtsrecht auf Rußlands Thron zur Geltung zu bringen."

Der Palatin war ungemein erfreut, seine Tochter so fügsam zu finden. Um sie zu trösten, entgegnete er, sie umarmend: „Meine liebe Tochter, es ist nicht gesagt, daß unsere jetzige Nachgiebigkeit unser Thun für immer bestimmen soll. Nein, nein, das wäre unklug; wir geben nur für jetzt ein verlorenes Spiel auf, um es in besserer Zeit von Neuem und mit sicherem Erfolge wieder aufzunehmen. Welcher Feldherr giebt sich nach einer verlorenen Schlacht für immer verloren! Heute verloren, morgen gesiegt. Das Leben ist wie ein Schachspiel, dem Klugen bleiben viele Züge zur Rettung. Man weicht aus, ja man giebt Figuren hin, um einen Plan durchzuführen, der zuletzt den Feind schwach und matt macht."

Als der Palatin sie in der guten Ueberzeugung, daß sein Wille ihr Entscheidung sei, verlassen hatte, glitt über Marina's Antlitz ein feines heimliches Lächeln. An diesem Tage hatte sie mehrere geheime Besprechungen mit Julian von Golczewski. — Mit Anbruch des dritten

Tages zog in aller Stille, von einer Abtheilung Strelitzen geleitet, eine kleine Reisegesellschaft durch die noch öden Straßen Moskau's; es war der Palatin mit seiner Tochter und seinem eben nicht zahlreichen Gefolge von Edelleuten und Dienern; auch Praskowa befand sich, jedoch in polnischer Tracht, die ihrer schlanken und zarten Gestalt ungemein wohl ließ, unter den wenigen Begleiterinnen der Czarin. Freilich schlug ihr das Herz gewaltig, als sie in der Morgenstille durch die Straßen der Vaterstadt fuhr. War auch ihre junge Vergangenheit gleichsam verschüttet, so hing doch ihre Seele mit tausend Fäden an ihre Erinnerungen festgeknüpft. Mit Moskau schien ihr die Welt zu schwinden; sie glaubte sich losgerissen von Allem, was ihr theuer gewesen und manche Thräne rollte insgeheim über ihre von Kummer gebleichten Wangen.

„Denke an das, was ich Dir vertraut habe," flüsterte die Czarin ihr zu.

„Ach ja, meine gütige gnädigste Herrin, ich will daran denken," antwortete Praskowa ... „zürne mir nicht, ich bin ein unverständiges Ding und weiß nicht immer mit mir fertig zu werden."

Schon war der Vormittag weit vorwärts gerückt, als die kleine Reisegesellschaft und ihre bewaffnete und durch den Marsch ermüdete Begleitung in einem Dorfe Halt machten; aber diese Rast wurde bald unterbrochen,

denn mit wildem Geschrei stürmte eine zahlreiche polnische Reiterschaar in den Ort ein. Der Kampf entschied sich schon nach wenigen Minuten zu Ungunsten der Russen, die solches Ueberfalls nicht gewärtig, sich nur schwach vertheidigten und theils Opfer der scharfen Klingen der Polen wurden, theils, jedoch nur eine sehr kleine Zahl, in athemloser Flucht nach Wegwerfung ihrer Waffen ihr Heil suchten. „Ich danke Euch, Herr von Golczewski, Ihr habt meinen Auftrag gut besorgt und ich hoffe nun bald Gelegenheit zu haben, Euch einen Beweis meiner Dankbarkeit geben zu können,“ sagte Marina leise zu Julian, nachdem der die siegreichen Polen commandirende Offizier dem Palatin eröffnet hatte, daß er Befehl vom Czaren habe, ihn und seine Tochter nebst Beider Gefolge nach Tuschino zu führen.

Bald darauf bog der Wagenzug der Reisenden, nun unter der ansehnlichen Begleitung eines starken Reitertrupps von der Straße nach Polen ab und fuhr in der Richtung gegen Tuschino hin. Ehe jedoch dieses zu einem großartigen Heerlager umgewandelte Dorf erreicht war, ließ der Commandirende vor einem Schlosse Halt machen. Der Palatin und seine Tochter wurden höflichst ersucht, sich in dasselbe zu begeben, und von mehreren ihrer am Hauptthore harrenden Dienern ehrerbietigst empfangen, doch Jeder in ein anderes Zimmer geleitet.

„Was bedeutet das?" fragte Misznek verwundert über diese Trennung.

„Befehl des Czaren," war die Antwort. Der Wagenzug blieb auf der Straße von der Reiterschaar umgeben halten.

IV.

Marina war am Wendepunkte ihres Lebens angelangt. Sie fühlte das selbst, da, wie sie ganz recht vermuthete, die Vorsicht, sie von ihrem Vater zu trennen, auf das Bestreben des Befehlgebers hinwies, sich ihrer Zustimmung ohne Einspruch eines Andern zu versichern. Eine ungemeine Beklommenheit legte sich anfänglich wie eine schwere Last auf ihr Herz, indeß dieses beängstigende Gefühl verschwand schnell, denn sie fand sich von ihrer Umgebung ungemein wohlthuend angesprochen und für einige Augenblicke in den Wahn versetzt, Alles, was sie bisher Unangenehmes erlebt, sei Nichts als ein toller Traum gewesen und keine Unterbrechung ihres Glückes habe seit jenen Tagen ihres Vermählungs- und Krönungsfestes stattgefunden. Das Zimmer, in welches man sie geführt hatte, glich dem liebsten ihrer Wohngemächer im Moskauer Czarenpalaste auf's Haar. Nicht nur dieselben prachtvollen Hautelisse-Tapeten mit den wundervollen Blumenstücken, welche der Czar aus der berühmten Fabrik

zu Arras hatte kommen lassen, bekleideten die Wände dieses Gemaches, sondern auch die Möbeln in demselben wiesen sich ganz in jenem Geschmacke, wie sie im Prunkzimmer im Schlosse Königs Sigismund von Polen zu finden waren und welche ihr so außerordentlich gefallen hatten, daß die Aufmerksamkeit ihres Gemahls sie mit einem ganz gleich möblirten Gemache unter der ihr im Moskauer Czarenpalaste eingeräumten Gallerie Zimmer überraschte. In Mitte dieses so reich ausgestatteten mit dem Wohllaut der Schönheit ihr Aug' und Herz berührenden Zimmers stand ein prächtig gearbeiteter Marmortisch, auf welchem eine bedeutende Auswahl kostbarer Geschmeide zur Schau ausgelegt war. Bei diesem sinnenschmeichelnden Zauber erhob sich alle Eitelkeit ihres Herzens, sich wieder als die gefeierte Herrin des großen Russenreiches zu wissen, zur vollsten Geltung, und was lag diesem Gedanken näher und folgerechter, als die Ueberzeugung, ihr Gemahl Demetrius sei der, der ihr dieses Glück bereitet habe. Es lag ein wunderbarer Reiz für sie in dem Gedanken, ihr Gemahl wünsche die Leiden, welche eine einzige furchtbare Nacht über sie gebracht, durch diese Täuschung ihr vergessen zu machen, und wolle die lange Zeit ihrer Trennung von ihm, die Lage des sie demüthigenden Unglücks, wie mit einem einzigen Hauche aus ihrem Gedächtnisse verwischen.

Voll dieser schönen als zarteste Huldigung sie be-

glückenden Ueberzeugung wurde sie von dem Geräusch lebhaft nahender Schritte überrascht, ihre Augen wendeten sich erfreut nach der fast ungestüm aufgerissenen Thüre. „Demetrius!" rief sie dem Eintretenden entgegenfliegend; aber kaum noch einen Schritt von ihm entfernt prallte sie erschrocken plötzlich von ihm zurück ... er war es nicht, ein Anderer, ihm sehr ähnlich in Gestalt und Gesicht, stand vor ihr. Der ihr Fremde schritt rasch auf sie zu, ergriff ihre Hand und diese mit tiefer Verbeugung küssend, sagte er:

„Ich bin Demetrius, gnädigste Frau, nicht der, den Ihr Euren Gemahl nanntet ... die Lüfte, in die man seine Asche verstreut hat, sind mit ihr verweht, ... sondern sein Nachfolger, der entschlossen ist, den Thron der Czaren zu erobern, und Euch, wenn Ihr nicht unempfindlich gegen den schönen Gedanken seid, Gebieterin eines großen Reiches zu bleiben, das Euch und Eurem Kinde auf die schändlichste Weise entrissen worden ist, die Hand zu dessen Wiedererlangung zu bieten. Ihr erstaunt, mich so aufrichtig von einer Sache sprechen zu hören, die schwerer als irgend etwas in der Welt in die Wagschaale fällt; aber ich meine, Euch, gnädigste Frau, die vollkommenste Offenheit schuldig zu sein, da zwischen uns Beiden keine Geheimnißthuerei am rechten Orte ist. Ihr bedürft meiner, um Eurem Kinde den väterlichen Thron wieder erobert

zu sehen, ich bedarf Eure Anerkennung meines Rechtes auf denselben als Euer Gemahl."

„Als mein Gemahl," rief Marina bestürzt von der rücksichtslosen Manier des Fremden, eine derartige Verbindung ihr ohne Weiteres anzutragen. „Wer seid Ihr?"

„Nichts Anderes, als Euer Gemahl gewesen ist, ein glücklicher Spieler um eine Krone," war die Antwort. „Ich glaube, wir wiegen Beide gleich leicht oder auch schwer in dieser Beziehung, er wie ich. Das Glück ist die Amme, an deren Brust wir uns gelegt haben. Was ich früher gewesen? gnädigste Frau, dies Wissen kann Euch keinen Nutzen bringen und ich halte Euch für klug genug, um mein Schweigen darüber nicht als ein Hinderniß zu betrachten, einen Vertrag mit mir einzugehen. Die Verschiedenheit zwischen Eurem Gemahle und mir besteht nur einzig darin, daß er mit einer Lüge Euch gewann, ich dagegen Euch offen sage, was Ihr von mir zu halten habt. Entscheidet Euch schnell, bitte ich."

Das rasche hastige Wesen des Fremden, seine eigenthümliche Manier, sich ihr ohne Hehl als Glücksritter vorzustellen und kein anderes für seine Person sie gewinnen sollendes Bestechungsmittel zum Eingehen auf den ungeheuren Betrug, den sie im Angesichte Rußlands, ja der Welt ihm durchführen helfen sollte, in Anwendung zu bringen, als die Nothwendigkeit für ihre und seine Zukunft, war zu seltsam und überraschend, als daß sie davon sich

nicht hätte eingeschüchtert fühlen sollen. Sie leugnete sich nicht, daß die Aehnlichkeit zwischen ihrem Gemahl und ihm groß und für Alle die täuschend sein müsse, welche den Ersteren nicht ganz genau gekannt hatten. Er war ebenso rasch und feurig, eben so sicher auf seinen Glücksstern bauend wie Jener, und seine offene Weise sich zu geben, wie er diese ihr gegenüber anwendete, sprach ein ungemeines Vertrauen auf ihre Klugheit aus. Von den Kennzeichen ihres Gemahls besaß er nur eine schwache Andeutung, nämlich eine Warze auf der rechten Wange, während sein Vorgänger eine auf der Stirne, eine zweite unter dem rechten Auge gehabt hatte. Seine Arme waren beide von gleicher Länge und demnach bildete nur die Form des Gesichts, der wie bei Marina's Gemahl so sichtbar hervortretende Ausdruck des slavischen Typus, in Verbindung mit dem Schnitt seiner Züge und der leichten Beweglichkeit derselben, nebst der gedrungenen, nicht die Mittelgröße überragende Gestalt die Aehnlichkeit, auf welche gestützt er die große Täuschungsrolle spielte. Auch die Gewohnheit seines Vorgängers, das Auge gesenkt zu halten, mangelte ihm, er blickte in die Höhe und man konnte leicht bemerken, daß er das Rasirmesser bedeutend in Anspruch nahm, um den ihn dem ersten Demetrius unähnlich machenden starken Bartwuchs zu verbannen, welche Absicht der Unterpartie seines Gesichtes eine dunklere Färbung gab.

Da er bemerkte, daß Marina's Augen von ihm ab sich wendend, die prächtige Ausstattung des Gemaches überflogen, und schließlich auf dem Glanzpunkte des Ganzen, auf dem mit kostbaren Geschmeiden bedeckten Marmortische haften blieben, sagte er zu ihr: „Laßt diese geringe Aufmerksamkeit zu meinen Gunsten bei Euch sprechen, gnädigste Frau. Ich glaubte, einer Dame Eures Ranges Beweise geben zu müssen, wie sehr ich wünsche, ihren Beifall zu erwerben. Mein gutes Glück lieh mir die Mittel, Euch in die Täuschung früherer Tage des Glanzes zu versetzen und ich bekenne, daß ich auch dadurch einen günstigen Eindruck für mich bei Euch zu erwecken bestrebt war. Betrachtet diese Juwelen als Euer Eigenthum, das heißt, ich bitte Euch, mit ihnen vor der Hand vorlieb zu nehmen; wenn ich den Czarenthron errungen habe ... und bis dahin ist es keine Ewigkeit ... werde ich erst vollkommen in den Stand gesetzt, Euch so würdig zu schmücken, wie es für die Herrin eines so großen Reiches gebührt."

„Glaubt Ihr wirklich, mein Herr, daß Ihr bei Rußland, bei der Welt Anerkennung finden, daß man Euch als echtem Czar huldigen werde?" entgegnete Marina erstaunt über die von ihm ausgesprochene Sicherheit.

„Ob ich dies glaube?!" rief der Glücksritter überrascht von diesem Zweifel ... „ich bin es überzeugt. Es ist ja so natürlich, daß kein Zweifel daran Raum fassen

kann. Laßt heute einen schmutzigen Bauer durch den Fund eines großen Schatzes zum reichen Manne werden, so schwört morgen dieselbe Welt, die ihn vorgestern noch nicht kannte, fest darauf, daß er zur Vornehmheit geboren sei und Talente besitze, die ihn der neuen Stellung würdig machen. Die Macht der Waffen ist noch eine ganz andere, viel entscheidendere, sie unterdrückt mit einem Schlage alle Zweifel. Thöricht wäre es, einen Gewissensscrupel über das Recht zur Macht oder überhaupt zur Herrschaft zu hegen. Blickt zurück in jene Zeit, wo die jetzt herrschenden Geschlechter entstanden! Die Gewalt gab ihnen das Recht, vor dem sich heut zu Tage noch die Völker beugen. Rußland ist ein Kind, das sich schnell gewöhnt und leicht gängeln läßt...; wohlan, dies Kind an seinen Herrn zu gewöhnen, bedarf es eben nur der Macht, der Gewalt. Ich zage nicht darum und werde die Erfahrungen benutzen, die Euer Gemahl mit dem Leben bezahlte. Doch laßt uns, gnädigste Frau, nur von dem sprechen, was uns Beide betrifft. Ich will Euer Gemahl werden. Ihr verletzt keine Pflicht dabei, Euer erster Gemahl ist todt, das Leben hat große Ansprüche an Euch, und die Dame, welche mir gestern durch meine Späher Nachricht von ihrer heutigen Reise zukommen ließ, ist gewiß zu einsichtsvoll, um bei der Aussicht auf eine glänzende Zukunft vor Zweifeln und Aengsten, die nur in einer ihrer unwürdigen Feigheit wurzeln könnten, zurück-

zubeben, und lieber sich in der Einsamkeit auf Schloß Sandomir der ihr sicher zu Theil werdenden Verachtung der Welt preis zu geben.

Die letztere Andeutung, nicht absichtlos ausgesprochen, war von großer Einwirkung auf ein so eitles und in seinem Stolze leicht verletztes Herz, wie das Marina's. Wie ein Schauer durchfröstelte sie der Gedanke, verachtet und verspottet zu werden. Um diesem trostlosen Geschicke zu entgehen, blieb ihr nichts übrig, als den ihr gebotenen einzigen Ausweg zu ergreifen, und überstürzt von dem Drange, sich einer traurigen Zukunft zu entreißen, antwortete sie nach einigem Zögern:

„Es bedürfte einer Rücksprache mit meinem Vater."

„Nein," entschied Jener fest, ... „dies ist unnöthig. „Eine Czarin bedarf keines Vormundes. Von Eurem Herrn Vater wird nichts als Schweigen gefordert."

Des Fremden keckes, energisches Wesen verfehlte nicht, Marina zu imponiren, um so mehr, als es das Erstemal in ihrem Leben war, daß ein Mann mit solcher Entschiedenheit, die jeden Zweifel, jedes Zagen als seiner unwürdig ausschloß, ihr entgegen trat. Es war für sie eine neue Art von Schmeichelei, von diesem künftigen bestimmten Charakter als seiner ebenbürtig beachtet zu werden und mit dieser wohlthuenden Empfindung paarte sich zugleich die von ihm auf sie übergehende Zuversicht des Gelingens seiner Unternehmung. Marina unterlag, ohne sich

dessen selbst klar bewußt zu sein, jenem allgemeinen Gesetze der Unterwerfung, nach welchem des Weibes Wille, gleich der emporsteigenden Ranke sich an den festen von Wettern ungefährdeten Stamm der Eiche, an den des starken Mannes sich anschmiegt. Die natürlichen Empfindungen der Bewunderung und Hochachtung, die ihr so unwillkührlich eingeflößt wurden, erzeugten Vertrauen zu ihm, durch den sie sich gehoben in ihrem Selbstwerthe fühlte, und nach Verlauf eines kleinen Stündchens erklärte Marina unter den Bedingungen einer geheimen Trauung ihr „Ja" zu der von ihm geforderten Täuschung. Der davon in Kenntniß gesetzte Palatin fand in der ersten Ueberraschung keine Worte, um seinen Unwillen auszudrücken; dann überhäufte er den Abenteuerer und Marina mit heftigen Vorwürfen.

„Mein erlauchter Herr," entgegnete der Pseudo-Czar mit einem Anklang von Hohn . . . „ich erkenne die Ehre an, ein Mitglied Euerer Familie zu werden, aber ich erkenne Euch kein Recht zu, mich für unwürdig dieser Ehre zu schelten. Im Gegentheil, glaube ich, habt Ihr alle Ursache, mit dem zwischen Eurer Frau Tochter und mir getroffenen Uebereinkunft vollkommen zufrieden zu sein. Was wollt Ihr machen, wenn ich, sobald es Euch belieben würde, mich einen Abenteuerer zu schelten und den Glauben des Volkes an mich zu zerstören, Euch vor aller Welt die Beweise vorlege, daß Euer erster Schwieger-

sohn meines Namens, für den Ihr Euch so angelegentlich bei König Sigismund verwendetet, nichts Besseres war, als ein etwas schlauer zu Werke gehender Betrüger? Diese Beweise, mein Herr Palatin, schlummern in meinem Besitze so lange von aller Welt ungekannt, so lange Ihr Euer Benehmen gegen mich darnach einrichtet. Der Tag jedoch, an dem Ihr diese Anerkennung mir entzieht, verkündet der Welt, welcher Täuschung ihr Euch hingegeben habt, um eines Czaren Schwiegervater zu werden, ... und offen herausgesagt, mein Herr Palatin ... Euren mißlichen Finanzen einen Aufschwung zu verschaffen und nebenbei noch Eurem Stolze zu schmeicheln. Was Eure Finanzen anlangt, so verpflichte ich mich, die Sorge darum Euch durch meine Hülfe zu erleichtern. Mit demselben Rechte, wie mein Vorgänger, werde ich in der Eigenschaft eines Schwiegersohnes Euch Schenkungsurkunden ausfertigen lassen, durch die Ihr bald die Mittel erlangen werdet, Eure Vermögens-Angelegenheiten zu Eurer Zufriedenheit zu ordnen und in Rücksicht der Ehre, mein Herr, wird es sich gleich bleiben, meine ich, wenn nur ein Czar zu Eurer Familie gehört."

Misznek verstummte; die höflich, aber entschieden ausgesprochene Drohung, der Welt als ein Getäuschter dargestellt zu werden, erschreckte ihn außerordentlich. Er fühlte, daß der Drohende, von anderem Schlage als der gemordete Demetrius, der es liebte, durch seine schmei-

chelnden Manieren für sich einzunehmen, ein Mann sei, der zu Allem fähig und entschlossen, keine Scheu trage, mit seinem Falle auch die mit niederzureißen, welche dessen Urheber waren, und so wendete sich, von Rücksichten dieser Art geleitet, der Ausgang der so unangenehm begonnenen Scene unerwartet einer Einigung zu, die, verbarg auch der Palatin nicht seinen Unwillen über den ihm angethanen Zwang, doch das Vorspiel eines Schauactes wurde, der das Heerlager von Tuschino in den nächsten Tagen zu Ausbrüchen des Jubels trieb.

Demetrius bewies in den Anordnungen betreffs der nothwendigen Einholung seiner Gemahlin nach dem Hauptquartier von Tuschino eine gesunde Menschenkenntniß, indem er diesen Act der Täuschung zu einem feierlichen Schauspiele für Heer und Volk machen zu wollen erklärte. „Man muß die Gemüther beherrschen, um ihrer Herr zu werden, und Nichts ist diesem Zwecke dienlicher, als die Augen zu blenden," sagte er. „Bei einem nicht denkenden Volke ersetzen Aug' und Ohr die Stelle geistiger Anschauung. Des Volkes Seele liegt in Beiden, es hat sonst keine Urtheilskraft. Die Kunde von dem glänzenden Schauspiele unserer Wiedervereinigung, gnädigste Frau," fuhr er lächelnd fort . . . „wird als millionenfaches Echo durch ganz Rußland fliegen und meine Echtheit bestätigen." Nach seiner Verabschiedung von Marina und deren Vater bestieg er seinen von einem treuen Diener, der ihn

zu dieser geheimnißvollen Zusammenkunft bisher begleitet, bereit gehaltenen Renner und jagte auf Umwegen nach Tuschino zurück, wo er mit sichtbarer Freude die Nachricht vernahm, daß seine so lange von ihm getrennte Gemahlin glücklich im Schloße Gossowicz angekommen sei.

Der Palatin verharrte in düsterem Schweigen. Marina ergriff seine Hand und sagte: „Mein gnädigster Herr Vater, es ist der letzte Wurf, den ich an ein bereits verloren betrachtetes Spiel wage. Ich bin meinem Kinde und mir diesen Versuch, das entflohene Glück auf's Neue zu fesseln, schuldig. In Polen erwartet mich Spott und Verachtung. Indem ich den Weg einschlage, zu dem ich mein Ja erklärt, nehme ich auch von Euch die Last des Hohnes, der Euch mit mir treffen müßte, kämen wir Beide zusammen zurück nach Sandomir. So kann man höchstens von Unglück sprechen und Unglück bringt keine Schande. Seht meinen Entschluß auf diese Weise an und bleibt mir gnädig und gewogen, ich bitte Euch sehr. Bedarf ich denn nicht des Bewußtseins, Eure Liebe zu besitzen, jetzt mehr als je?"

„Daß Dich das gefährliche Spiel nur nicht verschlinge!" rief Misznek wie von trüber Ahnung ergriffen. „Aber Du willst es . . . nun, so gehe Deinen Weg und möge Dich das Unglück nicht in seine Wirbel verstricken. Ich werde nach Sandomir zurückkehren, müde dieses Treibens und Ringens, gebrochen in meinen Hoffnungen.

Das Glück streut Lorbeeren, das Unglück Dornen ... mein Theil sind diese Letzteren geworden, sie haben sich von selbst zu einer Krone für mich verschlungen.

Schloß Goßowicz, einem dem Czar Basil Schuiski ergebenen Bojaren gehörend, der vor der Rache dessen Feindes entflohen war, diente nun zum Aufenthalte für Marina, deren Vater und Beider Begleitung. Durch Demetrius Sorgfalt wurden sie mit allem Nöthigen versorgt. Wenige Tage später kam Demetrius im Incognito, von einigen polnischen Offizieren begleitet, als gälte dieser Besuch nur dem Herrn Palatin, bei dem sich kurz vorher einige Priester der Gesellschaft Jesu unter gleichem Vorwande eingefunden hatten. In aller Stille bereiteten die Letzteren ein Gemach zur Kapelle vor, in dem zur Nachtzeit und von keinem weiteren Zeugen als dem Palatin begleitet, der Czar und Marina die kirchliche Weihe ihres unter so seltsamen Umständen geschlossenen Bundes empfingen. Erst jetzt glaubte Misznek, der mit schwerem Herzen bei dieser religiösen Handlung betheiligte Zeuge, eine Andeutung zu erkennen, welcher Art das Geheimniß sei, das sich in der Person des neuen ihm aufgezwungenen Eidams gipfelte; denn der die Copulation verrichtende Priester endete seine Anrede an Marina mit folgenden Worten:

„Du willst mit ihm den Thron Rußlands theilen so theile auch mit ihm sein Gelübde, die päpstliche Kirche

zur herrschenden in diesem Reiche zu machen. Dies Gelübde ist ihm die Leiter zur Erreichung des hohen Zieles, die Völker Rußlands zu beherrschen; getragen von dem sichtbaren wie unsichtbaren Beistande der geschworenen Freunde und Stützen der heiligen römisch-katholischen Kirche hat er den Weg zum Herzen des russischen Reiches bis hierher unter dem Geklirre der Waffen zurückgelegt; noch ein Sieg, und dies Herz, diese Metropole des Feindeslandes, ist in seiner Gewalt, und von dem Tage an wird unsere heilige Kirche sich auch die segensreiche Mutter des großen nordischen Reiches nennen. So baue mit ihm an dieser Kirche Ausbreitung, Du mit weiblicher Milde und gewinnender Freundlichkeit, während er die Macht anwendet, seine Völker den Irrlehren des Schisma zu entreißen und sie der großen allein seligmachenden Gemeinschaft unserer erleuchteten Religion zuzuführen."

Daher kam also die große thätige Hülfe der Polen; man hatte die Gemüther derselben in's Geheim zum Kampfe für den Glauben zu begeistern gewußt, und dieser Kreuzzug gegen Rußland fand in der Person des Demetrius nur ein rechtzeitiges Aushängeschild, das über die wahre Bedeutung des Kampfes die Russen täuschte, und für die Tausende seiner polnischen Krieger eine Fahne war, der sie blindlings folgten, um für ein großes ihnen verhülltes Geheimniß, um das nur dessen Urheber wußten, ihr Leben einzusetzen. Auf den Palatin machte diese

Erkenntniß einen sehr gemischten Eindruck; wenn er auch hinsichtlich des Sieges seines Eidams keinen Zweifel hegte, denn der Beistand, auf den dieser fußte, erweckte ihm ja große Hülfsquellen gleich dem erfrischenden Wasserstrahl des Mosis aus dürrem Fels, so war er destomehr um die weitere Ausführung zu dessen Aufgabe besorgt, da er den Fanatismus der Russen aus eigener Erfahrung kannte und mit Recht einen gegenseitigen Vertilgungskrieg daraus entflammen sah. Aber was konnte er noch thun, seine Tochter diesem rasenden dann Alles verschlingenden Wirbel zu entreißen? Nichts ... es war das Verhängniß, das sie sich selbst erwählt hatte.

Am Nachmittage des folgenden Tages donnerten sämmtliche Geschütze des Heeres von Tuschino, der Czar feierte die Wiedervereinigung mit seiner Gemahlin durch ein großartiges militärisches Schauspiel. Längs des Weges nach Tuschino waren die Schaaren der Reiter aufgestellt und ihre Hurrah's begrüßten das Czarenpaar. Alles wogte in Jubel und Lust. Der Palatin hatte von seiner Tochter, als sie vor den auf dem Platze vor dem Schlosse aufgestellten polnischen Husaren ihrem Gemahl, zum Zeichen der Freude ihrer Wiedervereinigung mit ihm, in die Arme sank, zu gleicher Zeit Abschied genommen. — Marina sah abermals ein, wenn auch durch die gänzliche Verschiedenheit der Staffage verändertes, sonst aber ganz mit jenem Punkt übereinstimmendes Bild vor und um sich auf-

gerollt, wie ihr vor drei Jahren geschehener Einzug in die Hauptstadt Moskau ein solches ihr geboten hatte. In einem prachtvollen von einem herrlichen Achtgespann gezogenen Wagen, neben dem ihr Gemahl auf einem köstlichen in Gold geschirrten Schweißfuchs einherritt, zog sie, ihren kleinen Czarewitsch im Arm haltend, in Tuschino ein, wo sie von lärmender Kriegsmusik, Kanonendonner und Hurrahgebrüll der Soldateska empfangen wurde. Das kleine Herrenhaus des Ortes vertrat hier die Stelle des Czarenpalastes.

Als am Abende dieses Freudentages Praskowa ihrer Gewohnheit gemäß, einen Gutenachtekuß auf ihrer Herrin Hand drückte, bemerkte diese mit Ueberraschung eine große Unruhe an ihr. „Was hast Du, Kind?" fragte sie. — Praskowa wollte mit der Antwort ausweichen.

„Du verbirgst mir etwas . . . habe ich Dein Vertrauen verloren?"

Mit tiefem Gefühl sagte das Mädchen leise und furchtsam: „Er ist es nicht."

Die Czarin verstand den Sinn dieser Worte, die aus dem über diese Gewißheit erschrockenen Herzen des Mädchens sie wie ein Urtheil berührten.

„Er ist es, Kind, Du täuschest Dich nur, weil Du ihn fast zwei Jahre lang nicht gesehen hast," entgegnete sie hastig . . . „laß ja Niemand diesen Zweifel hören, er könnte viel Schlimmes anstiften."

Praskowa legte die Hand auf's Herz und antwortete: „Ich schweige, meine gütige, hohe Herrin."

Marina fühlte sich durch die wenigen aber so inhaltsvollen Worte Praskowa's zum Nachdenken über ihre veränderte Lage angeregt. Welch einen Wechsel des Geschickes hatte sie erlebt! führte die Täuschung, der sie ihren Beistand lieh, zum Ziele? Die Zukunft mußte das enthüllen, ihr freier Wille war ja der Schöpfer derselben gewesen. Nur sich selbst hatte sie anzuklagen, wenn der Endpunkt ihres Zieles in Unglück auslief. Eine Fluth von Gedanken durchwirrte ihren Kopf; sie war außer Stande, einen derselben festzuhalten, und erlag fast der ihr Denken überstürzenden Wucht von Erinnerungen, die die widersprechendsten Empfindungen in ihr wach riefen. Endlich aber wurde sie von einer Erinnerung besonders und anhaltend gefesselt, so daß neben dieser jedes andere sich ungerufen ihrem Geiste aufdrängende Bild an Farbe und Halt verlierend, in Nichts zerfloß. Es war die Erinnerung an Marfa, die Czarin-Mutter.

Ihres jetzigen Gemahls Behauptung, die Beweise zu besitzen, daß Demetrius, ihr erster Gemahl, nur die Rolle eines Betrügers gespielt habe, schien ihr in dem von Marfa gegen sie ausgesprochenen Urtheile: „Rühme Dich nicht, daß Du zur Herrscherin über ein Reich erzogen seiest — Du hast keine Herrschaft über Dich selbst und Deine Vorurtheile sind mehr als Du," eine Begründung

besonderer Art zu finden. Ein Charakter wie Marfa, stolz, kalt, geheimnißvoll, jeder Selbstverleugnung fähig, eine unter Eis verborgene Glut, lag in diesem Ausspruche bestätigt. „Ist mein Gedanke, daß sie, sich selbst verleugnend, einen Fremden als Sohn anerkannte, um ihrem Stolze, ihrem Haß gegen ihre früheren Feinde zu genügen, kein Irrthum, so hat Rußland unbewußt durch mich ein zweites Beispiel dieser Art erlebt," sagte Marina zu sich und der Gedanke, sich über dergleichen Vorurtheile erhoben zu haben, gewährte ihrer Selbstliebe großes Vergnügen und erhob ihren durch Leiden so tief gedemüthigten Stolz zu einem neuen Aufschwunge.

Leider machte Marina die Erfahrung, wie sehr die Wirklichkeit von der Selbsttäuschung entfernt ist. Das kräftige, energische Wesen ihres Gemahls erweckte bei den Führern der polnischen Truppen großes Aergerniß und heftigen Zwiespalt mit seinen Meinungen; Polens Erbübel, jener unruhige, zu Aufstand und Anarchie sehr leicht gereizte Geist nahm schnell überhand, unterstützt von anmaßendem Soldaten-Hochmuthe und Selbstüberschätzung. Man vergaß in lustigen Gelagen und wilden Orgien das eigentliche Ziel des Kampfes, die Einnahme Moskau's, dessen Vertheidiger in eben dem Grade an Muth gewannen, als ihre Gegner Tuschino zu einem Capua umschufen, wo sie in dem durch viele Meilen weit ausgedehnten Räubereien herbeigeschafften Ueberfluß

schwelgend, ihren Ruhm verloren. Empört von der Unthätigkeit einer so starken und bisher siegreichen Armee, welche jetzt die Rolle einer auf der Lauer liegenden Katze übernommen hatte, und statt mit gesammter Kraft sich über Basil's die Hauptstadt vertheidigende Truppenmacht zu werfen, es vorzog, das große Moskau auszuhungern, fand Demetrius nur zu oft Anlaß, in heftige Vorwürfe gegen Rozynski und Sapieha auszubrechen. Diese Uneinigkeit, die noch durch einen besonderen zwischen den genannten beiden Polenführern ausbrechenden Zwist vervollständigt wurde, lähmte die kriegerischen Unternehmungen vollends. Die gelegentlichen Zusammenstöße zwischen den einzelnen Abtheilungen des Heeres des Demetrius und der Truppen Basil's waren Menschen fressend, aber Nichts entscheidend. Tuschino gerieth bald in die Kategorie der Schlupfwinkel großer Räuberbanden.

Alle jene Zügellosigkeiten und Rohheiten, welche den Auflösungen großer Armeen vorherzugehen pflegen, fanden im Heerlager zu Tuschino einen Tummelplatz; der Auswurf der polnischen wie russischen Nation feierte daselbst große Räuberfeste und vergebens suchte Demetrius diesem Verfalle durch strenge blutige Strafen entgegen zu wirken, die er natürlich nur über die Russen verhängen konnte. Von Tage zu Tage mehrte sich seine Abneigung gegen seine Bundesgenossen, die Polen, und seine frühere Sympathie für sie wendete sich ausschließlich den russi-

schen Kriegern zu, die von seiner blutigen Strenge nicht abgeschreckt, ihr Leib und Leben als sein rechtmäßiges Eigenthum betrachteten. Er suchte sie den Polen gleich zu bilden, um diese im Verlaufe der Zeit entbehren zu können. Was sein Glück vielleicht nicht bewirkt hätte, rief sein Unglück hervor, Marina liebte ihn wirklich und sie wußte die Falten seiner Stirne zu glätten, wenn der Unmuth über alle diese Vorgänge ihn verdüsterte. Nur ihr allein verdankte er es, daß das lose Gewebe zwischen ihm und seinen Bundesgenossen sich nicht auflöste, sie bewährte in diesem Gewirr von wilden Leidenschaften aller Art einen bewundernswerthen Scharfblick, der es ihr zuweilen möglich machte, eine, wenn auch nur für kurze Zeit bindende Herrschaft über die einander anfeindenden Gemüther zu erlangen. Vorzüglich war es Sapieha, den sie für sich gewann, und ihr den Gedanken lieb machte, den festesten Stützpunkt Basil Schuicki's, das St. Sergiuskloster von Troiza, welches 100,000 Bauern besaß, von zahlreichen Mönchen bewohnt war und unschätzbare Reichthümer an Gold und Edelsteinen umschloß, womit die Czaren seine Kirche geschmückt hatten, in der nun Boris Gudonow's sterbliche Ueberreste ruhten, zu erobern. Wenn Moskau die weltliche Hauptstadt des heiligen Rußlands zu nennen war, so machte das St. Sergiuskloster von Troiza den gegründetsten Anspruch auf den Ruhm, die geistliche Metropole des großen Reiches zu sein. Es bildete eine Stadt oder

vielmehr Citadelle, von tiefen Gräben umgeben, die von hohen Thürmen beschützt wurden. Von hieraus gingen unaufhörlich Manifeste aus, das Volk zur Vertheidigung des heiligen Moskau aufrufend; die Mönche von Troiza fanatisirten Alles in der Nähe und in der Ferne und ihre Bannstrahlen gegen den ersten Demetrius wegen seiner Heirath mit einer Lateinerin bewährten nun auch gegen den zweiten dieses Namens ihre Wirkung. Fiel dies von Hunderttausend die Ketzer verfluchenden und freudig ihr Leben im Kampfe opfernden Bauern, denen die orthodoxen Mönche mit dem rühmlichsten Beispiele des Muthes vorangingen, vertheidigte Kloster, so war Basil's Macht, für welche Troiza die beste Unterstützung und mehr werth war als eine Armee, mit Einem Schlage vernichtet. Sapieha verließ mit 30,000 Mann und 60 Kanonen das Lager von Tuschino, um sein Glück vor Troiza zu versuchen.

Es schien, als könne sich jetzt noch Alles zum Besten gestalten, der Fall Troiza's, an dem Demetrius nicht zweifelte, mußte alle seine Erwartungen erfüllen. Die düstern Falten auf seiner Stirne verschwanden; er glaubte wieder an Glück und war fröhlich, ja er hoffte sogar, daß es der von seiner Gemahlin gesuchten Verwendung der einflußreichsten Mitglieder ihrer Familie gelingen werde, den in Polen residirenden und an Sigismund's Hofe in hohen Ehren stehenden päpstlichen Nuntius für seine Angelegenheit zu gewinnen. Er ahnte nicht, welche

drohende Wetter sich dort gegen sein Haupt und seine Sicherheit bereits aufthürmten.

Zu dem kleinen Kreise von Cavalieren, die seinen kriegerischen Hofstaat ausmachten, gehörte Julian von Golczewski. Das Wohlwollen, welches die Czarin, rücksichtlich der Neigung Praskowa's zu diesem jungen Edelmann, demselben bewies, stimmte auch ihren Gemahl sehr günstig für ihn, und der Eifer, mit welchem Julian ihm sichtlich anhing, vermehrte dessen Gunst täglich für ihn. Bald machte er ihn zu seinem Vertrauten, dem er, fest auf seine Treue rechnend, keinen seiner geheimen Pläne verschwieg, um so mehr, als Julian ihm für Alles die regste Theilnahme zeigte. Praskowa hatte den Vorstellungen ihrer Herrin nachgegeben und war zur katholischen Kirche in's Geheim übergetreten, „weil," wie Marina sagte, „dieser Schritt unumgänglich nöthig sei, wenn sie Julians Gemahlin werden wolle." Es war ein großes und schweres Opfer, welches das im strengsten Glauben an die Heiligkeit der väterlichen Religion erzogene Mädchen seiner Liebe brachte, ein Opfer, um dessen willen sein Herz von den Folterqualen der heftigsten Gewissensvorwürfe gepeinigt, fast brach. Zerriß Praskowa nicht jedes Band, welches sie mit unsichtbaren Fäden noch an das Vaterhaus knüpfte, indem sie den ihr anerzogenen Glauben abschwor? Mit diesem Schritte mußte für immer eine Kluft zwischen ihr und der Hoffnung niederfallen, je wie-

der als Tochter die Stätte ihrer Kindheit betreten zu dürfen; keine Vergebung war mehr möglich, ausgeschlossen von aller Gemeinschaft mit dem Vaterhause, ausgestoßen aus der der Rechtgläubigen, trug sie dann auch noch das Anàsema Aller, wie schon das des Vaters auf ihrer Seele.

„Wie? Du kleines Heidenkind, das beschwert Dein Herzchen mit so großem Kummer?“ fragte Julian lachend, als sie ihm unter heißen Thränen vertraute, wie entsetzlich schwer ihr der Kampf um dieses Uebertritts willen werde. „Bist ein Närrchen. Was giebst Du eigentlich hin mit Deiner Rechtgläubigkeit? nichts als Tand, der sich wie eine Klette Dir angehängt hat. Ist es nicht lächerlich, um Nichts ein solches Aufhebens zu machen? Frisch gewagt, mein Täubchen, flattere in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein und mache mir das Vergnügen, zu wissen, daß Du dir die Anwartschaft auf eine Heiligsprechung erworben hast, denn unter uns gesagt, man kann nicht wissen, ob Dir nicht noch diese Ehre zu Theil wird.“

Dieser frivole Spott mit dem Heiligsten schnitt tief in das Herz des Mädchens, er durchschrillte gleich einem scharfen das Ohr verletzenden Mißton dessen Seele, sie durchschauernd. Die im Gemüth der Russen tief gewurzelte Hinneigung zu religiösen Gefühlen verleugnet sich selbst in Demjenigen nicht ganz, welcher, sei es aus

Ueberzeugung oder anderer Ursachen willen seiner väterlichen Religion abtrünnig geworden; immer bleibt ihm eine Scheu vor Spott mit dem Heiligsten; um so mehr mußte dies der Fall bei Praskowa sein, bei welcher, in der ernstesten Religiosität erzogen, der vorwiegende Hang zur Frömmigkeit gleichsam mit ihrem ganzen Wesen eins und ein unablösbarer Theil der Kindlichkeit desselben geworden war. Aber die Liebe ist versöhnungsreich, sie vergiebt, und wie schmerzlich auch der Gedanke für Praskowa war, daß er ihr großes Opfer nicht zu schätzen wisse, so ließ sie sich doch gern von dem Glauben beruhigen, daß es nur der tolle übersprudelnde Muthwille, nicht der wahre Ausdruck seines Herzens sei, welcher sie so tief betrübt habe. Julian wußte sie leicht zu versöhnen, er hatte sich nie so liebenswürdig, so sanft und doch so innig gegen sie gezeigt, als er es nun that. Diese Schmeichelei, da sie neu an ihm war und einen so wohlgefälligen Eindruck auf sie bewirkte, legte sich verstrickend an ihr Herz, durchglühte ihr Gemüth als schöner beseligender Rausch; sie lebte im Wahne eines Glückes, das jede Bedenklichkeit um ihre Zukunft von ihr fern hielt. Eines Tages flüsterte Julian ihr zu: „Ich weiß ein Geheimniß. Kannst Du schweigen?"

„Wie das Grab."

„Der Czar ist nicht der rechte Demetrius, sondern ein . . ."

„Um Himmelswillen, sprich nicht davon," fiel ihm Praskowa angstvoll in's Wort . . . „das ganze Lebensglück meiner gütigen Herrin hängt davon ab."

„Du wußtest also darum?"

„Ja," sagte leise das Mädchen . . . „ach, dies Geheimniß hat mir vielen Kummer wegen meiner Herrin bereitet."

„Und mir verschwiegst Du es?"

„Ich hatte der Czarin Schweigen gelobt."

„Nun, es ist nichts weiter dabei. Mir kann es gleichgültig sein, wer auf dem Czarenthrone sitzen wird, Der oder Jener."

Somit war ein Gegenstand berührt, der wichtig genug war, um Julian zu einem längeren Nachdenken zu veranlassen, besonders da sich mit dem Glücke Desjenigen, der mit einer Sicherheit ohne Gleichen eine falsche Rolle spielte, auch beziehungsweise das Seinige verknüpfte. Das Glück des zweiten Demetrius neigte sich jedoch stark der Abnahme zu, Julian konnte das nicht übersehen. In den ersten Tagen des Jahres 1609 begannen der junge Kriegsheld Michael Skopin Schuiski, Basils Vetter, und Jacob de la Gardie, der ruhmreiche Befehlshaber der schwedischen Hülfstruppen im Norden Rußlands, einen glänzenden Feldzug, die Polen wurden in mehreren Treffen geschlagen, viele der abgefallenen Städte kehrten zum Gehorsam gegen Basil zurück; die zum Aufstande bereit ge-

wesenen Provinzen sendeten nun bei so plötzlicher Umwandlung der Dinge ihre Rekruten und Hülfsgelder statt an Demetrius zu Michael Skopins Heer. In Moskau herrschte nach diesen Siegen Ueberfluß, während in Tuschino ein trauriger Umschlag der Verhältnisse erfolgte. Schaaren, weder von kriegerischer Ehre noch von Einigkeit zusammengehalten, geschwächt durch Ausschweifungen aller Art, empfanden in mehreren sehr blutigen Treffen Basils vernichtendes Schwert und an Stelle des bisherigen Ueberflusses trat nun Mangel nebst dessen unzertrennlichen Begleitern, der Unzufriedenheit, der Uneinigkeit und des muthlosen Mißtrauens.

Unterdeß sich unter russischem Himmel das Glücksgestirn des Demetrius von Tag zu Tage mehr umwölkte, ballte sich ein noch schwereres Unwetter gegen ihn am Hofe des Polenkönigs zusammen. Dort hatte man die Idee, den jungen polnischen Kronprinzen Wladislaw zum Herrscher über Rußland zu machen, in aller Stille bis zur Ausführung vorbereitet. Was konnte dem Polenkönig schmeichelhafter sein, als seinem Sohn den Thron eines so großen Reiches zu verschaffen und was dem polnischen Volke erwünschter, als ein Einfall im Großen in Rußland? Der Reichstag theilte des Königs kriegerische Stimmung, da derselbe seinen Rechtsanspruch hinsichtlich des Besitzes des Czarenthrones auf seine Abstammung mütterlicher Seits von den Jagellonen gründete, indem

die warägische Dynastie ja nun in Rußland erloschen sei. Um diesem Grund, ein Erbe anzutreten, noch ein Gewicht mehr anzuhängen, erhob Sigismund auch die bereits öfterer gemachten Ansprüche Polens auf das Fürstenthum Smolensk von Neuem, und schnell rückte unter Befehl des Krongenerals Stanislaus Sholkiewski, eines alten, Kühnheit mit Vorsicht vereinenden Kriegers, ein Polenheer vor Smolensk. Basil's Lage ward eine eben so mißliche, als die des Demetrius, dessen Ansprüche unter solchen veränderten Umständen natürlich von dem König von Polen keine Anerkennung zu finden erwarten durften.

Sich von dem ihm nächsten der Feinde zu befreien mußte daher Basil's erste Aufgabe sein. Durch das Schlachtenglück dies zu erreichen, war zu gewagt; ein Glücksfall konnte den Gegner begünstigen, und auf das freiwillige Auseinandergehen des demselben noch umgebenden Polenheeres war nicht so leicht zu rechnen, da es sämmtlich aus Conföderirten bestand, die früher die Waffen, gegen Sigismund, ihren König, geführt hatten und bevor der Letztere ihnen nicht eine allgemeine Amnestie bewilligte, um ihres eigenen Selbst willen um Demetrius geschaart bleiben mußten. Errangen sie unter seinem Namen Siege oder auch nur Vortheile, war noch obendrein eine abermalige bis jetzt noch gar nicht vorauszusehende Umwandlung der Dinge zu fürchten; Basil suchte andere Mittel zu finden, welche seinen Zweck, sich von Demetrius

zu befreien, mehr und sicherer zu begünstigen versprachen.

In Tuschino war es unheimlich geworden, tiefe Mißstimmung hatte sich aller Gemüther bemächtigt, zumal noch die entschieden schlechte Nachricht von einer totalen Niederlage hinzukam, welche den das Kloster von Troiza belagernden Sapieha betroffen und ihn gezwungen hatte, sich mit dem Reste seiner Schaaren in die Mauern von Dmitrow einzuschließen, um nicht ganz vernichtet zu werden. Demetrius war der Verzweiflung nahe, jeder Tag entblätterte seine Hoffnungen um eine, die Kugel seines Geschickes rollte sichtbar abwärts ... ein Sieg allein war im Stande, sie aufzuhalten, vielleicht sie wieder emporzutreiben. Mißtrauen, Groll und Entmuthigung rangen in seiner Seele. Selbst seines Narren Koschelew's Witz begann zu verstummen. Es giebt Lagen, die allen Witz ersticken oder die, streng betrachtet, ein einziger boshafter Witz des Schicksals sind. Gleich dem wilden König Saul gerieth Demetrius oft in Ausbrüche des Zornes, in denen er sein Schicksal verfluchte. In solchen Momenten, wo im Verscheiden des Glückes die Ohnmacht noch mit den Aeußerlichkeiten der Kraft sich schmückt, war Marina es allein, die ihn wieder aufrichtete. Mit seltener Hingebung ertrug sie die harten Launen des Wüthenden; er bedurfte ja eines Herzens, das ihn liebte, so sehr. Unglück macht ungerecht und so überlud er sie oft mit mißtrauischen Vorwürfen und lehnte sich selbst gegen die Wohlthat auf, ein Herz sein

nennen zu dürfen, welches so treu zu ihm hielt, wie das ihre.

„Alles ist feil!" rief er . . . „Alles! Du selbst . . . so lange noch der geringste Gedanke an Möglichkeit in Deiner Seele ist, daß mein erblichener Glücksstern wieder im alten Glanze aufleuchten könne, so lange wirst Du zu mir halten; aber dann, wenn der letzte Strahl von mir gewichen, und keine Hoffnung mehr da ist, daß Dein Czarewitsch auf den Thron kommen wird, dann fällst auch Du ab . . . ja, ja, auch Du, nur der Vortheil hat Dich an mich gekettet. Du mußt Jemand haben, der für Deines Knaben Anspruch in die Schranken tritt . . . das ist Deine Liebe. Heuchle nicht, Weib, diese ergebungsvolle Demuth, ich verachte die Unnatur zu sehr, um daran zu glauben. Wie? Dein hoffärtiger Stolz sollte sich mit den Lumpen eines Bettlers begnügen, dem nichts als ein Stab geblieben ist, um aller Hoffnungen bar aus dem Lande zu schleichen? Ich kenne Dich zu gut. Was hätte ich für ein Vorrecht in Deinen Augen, daß Du mich lieben solltest? Ich weiß keins."

Marina schöpfte tief Athem, als müßte sie von der schweren Last dieses Vorwurfs sich erholen, dann trat sie vor ihn hin und sprach: „Sieh, mein Freund, jetzt ist eine Stunde zwischen Dir und mir gekommen, die ich . . . mit derselben Demuth ertragen muß, wie ein Sünder die auferlegte Buße, denn der schwere Vorwurf der Hoffart aus

Deinem Munde ist ein gerecht mich treffender, wenn gleich Du nicht das Recht hast, darüber mich anzuklagen."

„Wer sonst?" rief der Czar.

„Ich mich selbst," antwortete Marina fest. „Du staunst? Vergönne mir zu reden. Ich habe Einkehr bei mir gehalten, weil die Nothwendigkeit mich dazu trieb, und diese Schau auf meine Vergangenheit war leider nicht von dem Segen des innern Friedens begleitet, obwohl ich sagen könnte, daß an dem Schlimmen in mir ich nicht allein die Schuld trage. Im Glücke und höchsten Wohlleben erzogen, verhätschelt von der Zärtlichkeit eines Vaters, der jeden meiner Wünsche erfüllte und mich für die Krone, den Glanz strahlenden Stern seines Hauses ansah, gehuldigt von Allen, die mir nahten und meinen Willen als unerläßliche Befehle betrachteten, denen sie augenblicklich Folge leisteten, mußten Hoffart und Eitelkeit meine junge Seele schwellen. Mir fehlte der treue Freund, der mich diesen Neigungen entrissen hätte. Wer würde gewagt haben, der Glanz umgebenen Tochter des Palatins von Sandomir einen Spiegel vorzuhalten, der ihr die Flecken an ihrem eigenen Bilde gezeigt hätte? Niemand! So wurde die Schmeichelei, die Jeder für mich hatte, zum nährenden Quell meiner üblen Neigungen. Da erschien Demetrius mit seinen Ansprüchen an den Czarenthron. Mein Freund, es ist ein Rausch für ein stolzes Herz, sich erhoben zu wissen auf den Gipfel irdi-

scher Macht. Meine Seele war trunken von diesem Glücke, ich hielt es für ein verdientes . . . mir unter Allen mußte es kommen, dachte ich. Ob ich Demetrius liebte? jetzt weiß ich erst, daß ich ihn nicht liebte, nur den Glanz, den er mir geben konnte, nur den Gedanken, die Geschmeichelte, Bewunderte einer ganzen Nation zu werden, machte mir ihn angenehm und er schmeichelte mir... ich wußte, daß ich als seine Gemahlin die Herrin des Herrn eines Reiches würde. Wie traurig der schöne Traum ausging im Beginn, Du weißt es, darum schweige ich davon. Laß mich von jenem Tage reden, wo ich Dich zum Erstenmal sah. Du tratest offen vor mich hin, verhülltest Dich nicht, sagtest, welches gefährliche Spiel Deine Aufgabe sei, und ich . . . glaubte an Dich. Damals freilich war noch ein gut Theil von Hoffnung, meine stolzen Wünsche zu befriedigen, in mir und mischte sich mit dem mir bisher fremden Gefühle, das Du in mir wach gerufen. Siehe, mein Freund, dies fremde Gefühl ist wunderbar in meinem Herzen gewachsen. Mit jedem Tage, an dem Dein Glück abnahm, wuchs es mehr, es ist mächtig und stark geworden, ein Räthsel für mich im Anfange, weil ich nur mich, nur meine Hoffart liebte, gar nichts Anderes zu lieben verstand. Jetzt weiß ich es erst, ich gehöre Dir an, ich bin an Dein Schicksal gebunden. Dein Unglück ist zum Vorrecht für Dich in meinem Herzen geworden. Laß mich fest an Dich halten,

Beide an einander gewiesen, Beide vereint dem Schicksale entgegengehend. Das sei jetzt mein einziger Stolz, meine einzige Eitelkeit."

Somit hatte Marina ein Zeichen ihrer Erhebung über sich selbst ausgesprochen. Ihr Charakter hatte im Unglücke eine Verklärung erlangt, deren er früher nie fähig gewesen wäre. Marina war ihres Gemahls treueste Freundin und je mehr seine Freunde von ihm ließen, von denen er als Werkzeug großer Pläne gebraucht worden war, desto inniger schmiegte sie sich an ihn. König Sigismunds Kriegszug nach Rußland machte, da er voraussichtlich jedenfalls von größeren und nachhaltenderen Erfolgen begleitet war, als der des Demetrius, den Letzteren entbehrlich. Wenn Sigismunds Heer sich Rußland unterwarf und Wladislaw, der polnische Kronprinz, den Czarenthron bestieg, war der römisch-katholischen Kirche der Eingang in das große Czarenreich sicherer geöffnet, als wenn der Adoptirte einer Partei, der, wenn auch nur zum Schein, der griechischen Kirche sich ergeben zeigen mußte, das Scepter ergriff.

Diese Erkenntniß von der veränderten Lage der Dinge hatte fast alle Jesuitenpatres dem Lager von Tuschino entfremdet, sie waren allmählig ohne Aufsehen verschwunden. Es konnte für Demetrius kein sichereres Zeichen seiner ferneren Entbehrlichkeit geben, als dies Zurückziehen von Männern, die mit scharfem Blicke die

Ereignisse der Zeit zu beurtheilen verstanden und ohne Verblendung den Werth derselben gegen einander abwogen. Demetrius fühlte sich in tiefster Seele über dies Fallenlassen seiner Person empört, aber er mußte schweigen, sonst würde er sich als Werkzeug verrathen haben und dieser Selbstverrath hätte auch den letzten Schimmer eines Nimbus ihm genommen, an den wenigstens noch ein Theil des russischen Volkes glaubte. An dies Letztere mußte er halten, es war seine einzige Stütze; mit Argwohn blickte er auf die Polen im Lager, er fürchtete Schlimmes von ihnen und stellte Späher an, welche ihm über das Thun und Treiben deren Offiziere geheime Berichte abstatteten.

Nur Julian von Golczewski blieb von seinem Mißtrauen verschont; auf dessen Treue glaubte er fest bauen zu können; Julian hatte es verstanden, sich ihm unentbehrlich zu machen, und jetzt, wo das Glück des Demetrius so stark im Sinken war, bewies er ihm noch denselben Eifer, wie früher, indem er selbst den Beruf eines Spähers nicht scheute und ihn von den Unterhaltungen der polnischen Offiziere in Kenntniß setzte. Marina's Gunst war übrigens das Fundament gewesen, welches Julian bei deren Gemahl in solches unbedingtes Vertrauen brachte; sie glaubte an die Ehrlichkeit seiner Liebe zu Praskowa. Die drohenden Zeitumstände gestatteten der Czarin nicht, mehr als vorübergehend sich der Sorge um

des ihr so treu ergebenen Mädchens Glück zu widmen. Wo so Vieles und Großes in Anregung war, verlor das kleinere, zum untergeordneten Ereigniß Herabsinkende, seinen Einfluß. Aber eines Tages fand sie die mit dem kranken kleinen Czarewitsch sich beschäftigende Praskowa in Thränen. Das fiel ihr auf, glückliche Liebe hat nur Freudenthränen, keine, die der Kummer erpreßt und die der sie Weinende zu verbergen strebt, wie Praskowa dies zu thun versuchte.

„Warum Thränen, Kind?“ fragte sie erstaunt.

Das Mädchen wollte das tiefe Weh verhüllen, um dessen willen sie geflossen waren, aber dem Andrängen Marina's konnte es nicht widerstehen und diese erfuhr, daß es sich Mutter fühle. Es war ein Praskowa auf's Tiefste erschütterndes Bekenntniß, welches sie vor der Czarin ablegte. Marina hob sie vom Boden auf, sie empfand tiefes Mitleid mit ihr und sagte gütig: „Ich verdamme Dich nicht um des Fehls willen, von dem Du so eben gesprochen ... ich halte es für besser, Dich zu trösten, Kind, indem ich Dir sage, daß Deine Thränen, Julian gegenüber, mir nicht gerechtfertigt erscheinen. Wie? zweifelst Du, daß er es treu mit Dir meine?“

Praskowa heftete den Blick zu Boden, sie schauerte zusammen, wie von einem plötzlichen Schmerze ergriffen.

„Du bleibst mir die Antwort schuldig?“ rief Ma-

rina. „Sage doch, wer hat dir Dein Vertrauen zu ihm geraubt?"

„Er selbst!" antwortete das Mädchen leise.

„Er selbst!? . . ." eine solche Antwort hatte die Czarin allerdings nicht erwartet, sie fühlte sich zu unangenehm davon überrascht. Es war eine Enttäuschung ihres Glaubens an die Wahrheit eines Herzens, welches sie für zu edel gehalten, um die Schuld einer Erbärmlichkeit auf sich zu laden. War der, in welchem sie sich so sehr hatte täuschen können, dann nicht auch jeder anderen schlimmen That fähig? Praskowa mußte ihr Alles erzählen. „Ich kann Dir dies Leid nicht ersparen," sagte sie . . . „ich sehe ruhiger in dieser Sache als Du. Vielleicht erschien Dir Vieles schlimmer, Kind . . . vielleicht bedarf es nur einer Verständigung. Verbirg mir daher nichts."

Es war wenig, was das Mädchen ihr zu sagen hatte und doch auch wieder so viel, da es über sein Lebensglück entschied. Praskowa hatte nach langen Kämpfen mit sich selbst den Muth errungen, Julian von dem Zustande zu unterrichten, in welchem sie sich versetzt fühlte. Sie bat ihn, sie nicht der Entehrung preiszugeben, sie von der Schande, eine Gefallene zu sein, zu retten. „Närrchen, wie falsch fassest Du das Leben auf!" rief Julian lachend. „Ich sehe keine Schande für Dich dabei. Es ist viel tausendmal schon derselbe Fall dagewesen, ohne daß es Je-

mand eingefallen wäre, eine Schande darin zu finden. Was man nicht für die Oeffentlichkeit dienlich hält, vertraut man dem weiten Mantel des Geheimnisses an . . . was ist Erstaunenswerthes dabei? Lust und Leid sind einander unähnliche Geschwister; es kommt nur darauf an, wie man sie nimmt, Beide zusammen geben ein lustiges Leid und darum rathe ich Dir, das Deine so zu nehmen."

Bei dieser Entgegnung Julian's fiel aller Muth Praskowa's wie von einem Sturmhauch niedergeweht; mit kaum vernehmbarer Stimme erinnerte sie ihn nur noch an seine ihr gegebenen heiligen Versprechungen.

„Ach, sprich nicht erst von diesen Thorheiten," versetzte der junge Edelmann leicht. „Wer wird sich an Worte halten! sie sind so leicht hingeredet, wie sie schnell verhallen. Siehst Du nicht selbst das Possenhafte Deiner Mahnungen an mich ein? Die Welt müßte ja lachen, wenn sie erführe, daß ein polnischer Cavalier so scrupulös gewesen wäre, um einiger lange schon wieder vergessener schöner Versprechungen willen der Tochter eines moskauer Heiligenbilderhändlers die Ehre, seine Gemahlin zu werden, zuzuerkennen! Schlage Dir den närrischen Gedanken aus dem Sinn, er ist zu toll für Dich gedacht."

Wenn schon die Frivolität Julians in seiner ersten Entgegnung Praskowa's Herz so schwer verletzte, daß sie sich auf's Tiefste erschüttert fühlte, so war seine letztere Antwort vollkommen geeignet, sie ganz niederzuschmettern

durch die Verachtung, mit der er sie überhäufte. Welche entsetzliche Täuschung war über sie gekommen! Das Anàfema ihres Vaters begann an ihr in Erfüllung zu gehen. Der, um dessenwillen der Vater den Fluch auf sie geschleudert, der Urheber all' des Unglücks, das über ihr Vaterhaus gekommen und des entsetzlichen Leids, das sie ertragen, verwarf sie jetzt mit Verachtung! Sie war ihm nichts als ein Spielzeug, ein Gegenstand seines übersprudelnden Muthwillens, seiner Herzlosigkeit geworden. Vernichtet von diesem Fluche, in den Staub gebeugt von dem schweren Vorwurf, selbst ihren Glauben ihm aufgeopfert zu haben, von dem sie jetzt voll Hohnes zurückgestoßen wurde, erlag sie fast dem Jammer ihres gebrochenen Herzens. Sie hatte Alles hingegeben, ihren Gott, ihre Ehre, und der Lohn dafür war die furchtbare Erkenntniß, verworfen zu sein, elend, gebrandmarkt von der Schande, die mit jedem Tage nun näher an sie herantrat.

Marina fühlte, daß beruhigende Worte hier nichts fruchten würden, daß ein so grausam zerrissenes Herz jeder derartigen Tröstung sich verschließe; sie zog Praskowa in ihre Arme, küßte sie auf die Stirne und sagte: „Du hast noch mich, erinnere dich daran, Kind. Der Mensch ist noch nicht ganz unglücklich, der ein Herz sein nennen darf."

„O meine gütige, hohe Herrin!" rief Praskowa im ausbrechenden Gefühl . . . „weise mich weit weg von

Dir! mit mir ist kein Segen. Die Tochter des Mannes, der Deinen Gemahl tödtete, kann Deiner Liebe nicht würdig sein."

Jetzt erst erfuhr Marina das Geheimniß jener That, die Praskowa's Vater, getäuscht durch Natàscha, im fanatischen Hasse verübt hatte. Praskowa verhehlte ihr nichts, es war eine Wohlthat für sie, ihr von so grauenvoller Erinnerung so schwer belastetes Herz auszuschütten, und als sie fast athemlos schwieg, stand Marina über einen Gedanken sinnend vor ihr, ohne Bewegung, den Blick zu Boden geschlagen. Dann aber warf sie den Kopf stolz empor und sagte mit einem sichtbaren Aufraffen ihrer geistigen Kraft: „Wir gehören dem Augenblicke; die Vergangenheit darf kein anderes Recht über uns besitzen, als uns zu lehren. Meine Vergangenheit war eine harte Lehrerin . . . aber ich danke ihr Eins, was ich ohne sie nie erkannt haben würde: ich habe mich selbst gefunden in all' den Wirren meines Geschickes. Nicht wir sind dessen alleinige Urheber, es ist uns bestimmt. Deshalb haben wir auch kein wahrhaftes Recht zum Haß, zur Rache; die Geschicke erfüllen sich stets ohne unser Zuthun. Sie sind in einander zum anscheinend unentwirrbaren Netze verschlungene Fäden, die sich nur allmälig lösen." Und die Hände auf Praskowa's Schultern legend, redete sie, nachdem sie ihr lange ernst in die Augen geschaut hatte: „Laß uns so verbunden bleiben, wie unseres Schicksals geheime Fäden es sind."

Die Czarin überließ sich dann einem langen tiefen Denken. Wenn auch der in ihr mit einem Male durch die seltsame Verschlingung von Umständen, die ihrem ersten Gemahl den Tod durch Walujew's Kugel gebracht, der emporgereifte Gedanke an Bestimmung scheinbar ihren Stolz, Selbstherrin ihres Schicksals zu sein, tief niederdrückte, so war doch aber diese fatalistische Anschauung ganz geeignet, sie in jene Spannung zu versetzen, welche allein zum Ertragen schwerer Lebensaufgaben, großer Widerwärtigkeiten zu befähigen im Stande ist. Das Bewußtsein, die Trägerin eines seltenen Geschickes zu sein, erhob sie zur Kraft. Es ruhte eine Schmeichelei für sie in der Ueberzeugung, wie wenige Frauen diese Befähigung besitzen. „Der Augenblick entscheidet Alles," sagte sie zu sich . . . „nur große Charaktere sind einer großen Zukunft werth, bestehe diese im Glück oder im Unglück."

Während sie diesen Halt in ihrer keineswegs glänzenden Lage mit Eifer ergriff, bot sich ihrem Gemahle Gelegenheit zu einer ihn mit Schreck schlagenden Ueberzeugung. Julian hatte ihm die Nachricht gebracht, daß Offiziere des Königs schon seit dem vergangenen Abend im Lager von Tuschino angekommen seien, und geheime Besprechungen mit den polnischen Oberoffizieren abhielten. Man spinnt also Verrätherei gegen mich!" rief Demetrius auflodernd. Julian gab ihm den Rath, bis zur

Tischzeit zu erwarten, ob der Obergeneral Rozynski ihm die königlichen Offiziere vielleicht noch vorstellen werde. Demetrius ging darauf ein; geschah diese Vorstellung nicht, so lag es klar am Tage, daß man ein Geheimniß verberge. Es erfolgte indeß von Seiten des Obergenerals keine Präsentation der Fremden und tief empört von dieser Verheimlichung eilte der Czar zu dem alten Kriegsführer, den er eben vom Tische auftaumelnd in seinem gewöhnlichen Zustande halber Trunkenheit fand. Demetrius überschüttete ihn mit Vorwürfen und verlangte die Angelegenheiten kennen zu lernen, welche die seinem Blicke sich entziehenden königlichen Offiziere hierherführe.

„Kümmere Dich um Deine Angelegenheiten, Schurke!“ brüllte ihn der Trunkene an. „Der Teufel weiß, wer Du bist! Zahle erst den rückständigen Sold an uns, ehe Du den Herrn spielst. Was? glaubst Du, unser Blut sei Wasser, daß wir uns um Nichts herumschlagen sollen für Dich, der vielleicht mit mehr Recht an einem Baum hängt, als er Czar ist?“

„Wir finden uns, Rozynski!“ rief Demetrius, voll Wuth und Entsetzen in der Erkenntniß, einen ihn zu verschlingen drohenden Abgrund vor sich aufgethan zu sehen, den ihm ein wildes Gelächter nachschickenden General verlassend. Flucht war die einzige Rettung vor Verrath, welche ihm blieb. Sie mußte aber geheim gehalten wer-

den vor den Polen sowohl, wie auch vor den im Lager befindlichen russischen Schaaren. Wie leicht konnte über das Lager hinaus zu den oft die Umgegend durchstreifenden Truppen Basil Schuiski's die Kenntniß dieses Vorhabens dringen? Niemand wußte um das Geheimniß, als die Czarin, Julian und Koschelew, der Lustigmacher des Demetrius. Erst wenn in der eilften Nachtstunde der Mond unterging, war es möglich, dies Geheimniß in Ausführung zu bringen. Dann vermochte ein leichter Bauernschlitten ungesehen über die mit Schnee bedeckten Felder hin zu gleiten; Kaluga war das Ziel der Flucht, Koschelew, ein toller Kutscher, hatte die Sorge für das Fortkommen seines Herrn übernommen und Julian sollte, ebenso wie Demetrius in Bauernkleidern, dessen Begleiter sein.

Im Lager ruhte der tiefste Friede, die Krieger hatten sich dem Schlafe hingegeben, nur dann und wann verkündete ein militärischer Anruf die Wachsamkeit der äußeren Posten; auch im Herrnhause von Tuschino, dem Quartiere des Demetrius, schien Alles dem Schlafe verfallen. In ihre Schafspelze gehüllt lagen die den Dienst habenden russischen Soldaten im Flur des geschlossenen Hauses, von der Wirkung des ihnen freigebig gespendeten Branntweins gefesselt. Der zur Flucht bereite Czar, unter dem Bauernpelze einen Damascener und ein Paar geladene Pistolen verborgen tragend, durcheilte zuweilen

mit hastigen Schritten sein Gemach, an's Fenster tretend, als wolle er die Minuten zählen, welche der Mond noch zu scheinen haben werde. Er konnte die ihn beherrschende Ungeduld kaum zügeln und die Aufregung in ihm wuchs mit jeder Viertelstunde, da auch Koschelew, der Alles zur Flucht bereitende, sich noch immer nicht sehen ließ, obwohl das Mondlicht stark im Verscheiden war.

Marina saß schweigend am Tische, sie blieb zurück, die Sorge um ihr Kind hielt sie hier fest. Die kalte Nachtluft würde es getödtet haben; dieser Gefahr durfte sie es nicht aussetzen. Julian lehnte, die Arme über die Brust verschränkt, ebenfalls schweigend an der Wand. Die Czarin machte die Bemerkung, daß, wenn ihr ihren Gemahl bei seinem unruhigen Auf- und Niedergehen begleitender Blick auf ihn traf, er wie erschrocken die Seinen abwendete. Sie bezog diese Scheu auf das ihn peinigende Bewußtsein seines unehrenhaften Benehmens gegen Praskowa, deren Stimme zuweilen in einzelnen Lauten aus dem nur durch ein kleines Gemach getrennten Zimmer hörbar wurde, wo sie den kleinen kranken Czarewitsch in Schlaf zu singen versuchte. Nur der Zwang der Verhältnisse legte Marina Stillschweigen gegen Julian über seine abscheuliche Täuschung Praskowa's auf; sie durfte es nicht wagen, einen Freund und Vertrauten in einen Feind zu verwandeln; das Unglück überwucherte ja ohnehin den Pfad ihres Lebensgefährten so reich, daß

es ein Verbrechen gewesen sein würde, diese erdrückende Last auch noch mit dem Haß eines Feindes zu überhäufen, dessen schamlose Untreue an einem ihm theuern Wesen, das Alles für ihn hingegeben, was es nur sein genannt hatte, das Schlimmste befürchten ließ; aber sie verachtete ihn von ganzer Seele.

Wie unähnlich war er seinem Bruder Xaver, von dessen Tode sie fest überzeugt sein zu können glaubte, da auch nicht die leiseste Spur eines Lebenszeichens von ihm ihr zu Ohren gekommen war!

„Wo bleibt Koschelew? fünf Stunden ist er schon fort! sollte auch er an mir zum Verräther werden!" rief der Czar in höchster Unruhe.

„Es wäre nur ein närrischer Streich mehr von ihm," äußerte Julian ... „ich habe diesem Lustigmacher nie viel Gutes zugetraut."

„Verdammt sei Dein Argwohn!" rief der Czar. „Wenn der Narr zum Schurken wird, was soll man da vom Klugen erwarten! es ist unmöglich ... Koschelew kann nicht falsch sein, ich weiß schon, er war Dir stets zuwider, daher Dein Argwohn."

Julian antwortete nichts darauf; Demetrius trat unruhig zum Fenster; draußen verdrängte tiefes Nachtgrau den letzten Mondschimmer. „Daß ihn das Feuer der ewigen Verdammniß verschlinge!" grollte er wild vor sich hin... „jede Zögerung ist mir gefährlich. Ich lasse ihn todtpeit-

schen, wenn ich seine Seele schwarz finde." Ein unwillkührliches Gelächter entglitt seinem Munde. „Da sieh nur, wie das Schicksal seinem Helden mitspielt," rief er in einem fürchterlichen Humor seiner Gemahlin zu. „Es macht ihn von einem Narren abhängig, von einigen Bechern Branntwein, die der Narr in seiner verrückten Laune vielleicht mehr getrunken hat, als ihm gut war für Kopf und Magen. So greift Eins in das Andere, aufwärts und abwärts dreht der tückische Zufall den Faden, an dem wir wie am Gängelbande laufen, Czar wie Bauer ... es ist Alles nur ein abscheuliches Spiel .... Das Große ist wie das Kleine; aus einer Geburtsstätte hervorgegangen macht es uns zu Narren, denen die Schellenkappe vor die Augen gefahren ist, ohne daß sie es merken."

Die große Aufregung des Czaren wurde durch die im Vorsaale hörbar werdenden schweren Tritte Koschelews unterbrochen; gleich darauf hörten die im Zimmer Befindlichen einen Fall, als ob eine Last zu Boden geworfen würde und unmittelbar nach diesem auffallenden Geräusche trat Koschelew, eine colossale vierschrötige Männergestalt, das von Branntweingenuß kupfern gefärbte und durch Häßlichkeit ausgezeichnete Gesicht mit dicken Schweißtropfen bedeckt, in's Zimmer. „Die Peitsche für Dich, Hundesohn!" schrie ihm der Czar zornig entgegen, das bezeichnete Strafinstrument schwingend.

„Halt!" rief ihm der Lustigmacher zu ... „das

wäre fehl geschlagen, jeder Hieb muß seinen rechten Mann haben, auch der Narr hat seine Ehre. Dort steht der Hundesohn, dem der rechte Hieb gehört, ich trete meinen Vortheil an ihn ab."

„Verdammter Wicht, wie unterfängst Du Dich, mich zu nennen?" fuhr Julian auf.

„Hundesohn! . . . und Du bist einer, den auch die Hunde aus ihrer Gemeinschaft herausbeißen würden, weil Du zu schlecht für sie wärst," antwortete ihm Koschelew dreist.

„Was ist das?" rief Demetrius von dieser Keckheit Koschelews erstaunt.

„Nichts weiter, Herr, als ein kleiner lustiger Streich von diesem litthauischen Ischariot, Dir heute Nacht das Vergnügen zu bereiten, mit Basil Schuiski . . . möge dieser Pelzhändler im tiefsten Meere sein Ende finden!... genau bekannt zu werden. Hier lies, Herr, den Zettel an Isajewitsch Galitsyn . . . 's war Alles gut eingefädelt, eine Stunde über's Lager hinaus wären wir ohne Aufsehen abgefangen worden. Den Heiligen Dank, die meinem Vater den Gedanken eingaben, mich in's Kloster zu stecken, wo ich als tugendhafter Mönch lesen lernte, um heute des Satans Liebesbrief durchstudiren zu können."

Demetrius überflog den Zettel, dessen kurzer Inhalt ein wohl durchdachtes Bubenstück gegen seine Person un-

zweifelhaft machte. Um jede Spur des Einverständnisses mit Basil Schuiski bei der Gefangennahme des Demetrius von sich abzulenken, wollte Julian sich selbst von den Soldaten Galitsyn's mit gefangen nehmen lassen. — „Verräther!" donnerte ihm der Czar, das Blatt ihm vor die Augen haltend, zu.

„Verflucht sei des Narren Junge, der diese Lüge erfunden!" schrie Julian, sich der ihn sichtbar beherrschenden Bestürzung gewaltsam entreißend. „Ich spalte ihm den Schädel für seine schändliche Lästerung meiner Ehre."

„Nicht mir, Herr," höhnte Koschelew . . . „ich bringe Dir einen Andern für Deinen guten Willen." Mit diesen Worten sprang der Lustigmacher hinaus und erschien nach wenigen Augenblicken wieder, einen an Händen und Füßen zusammengeschnürten und den Mund mit einem Knebel verstopften Kerl, wie einen Sack über die Schulter geladen, hereintragend. „Hier ist sein Diener, Czar, der Ruritsch . . . ich hab' ihn unter die Bank gesoffen, um ihm den Zettel abzunehmen; denn ich ahnte Schlimmes, weil ich ihn am äußersten Ende des Lagers bemerkte. Was hatte Ruritsch dort zu thun? ich mußte es wissen . . . und mein lustiger Streich war fertig. Wenn Du auf den Thron kommst, Herr, mache mich zu Deinem Minister, ich saufe Deinen guten Freunden die schlechten Gedanken aus der Seele heraus; das können nicht alle Minister." Nach diesem Scherze ließ Koschelew seine Last von der Schulter

niedergleiten; dem harten Auffallen derselben folgte ein Schmerzgewimmer des nun am Boden Liegenden.

„Löse ihm den Knebel," befahl Demetrius . . . „die Bestie soll bekennen!"

Indem Koschelew den Befehl zu vollziehen sich niederbückte, glaubte Julian den Moment zur Flucht als den sichersten ergreifen zu müssen. Mit einem Kraftaufwand machte er einen gewaltigen Sprung nach der Thüre, Demetrius bei Seite stoßend; aber Koschelew ergriff ihn mit eisernen Fäusten am Pelze und fast gleichzeitig sauste des Czaren Säbel in den Hinterkopf des fliehenden Verräthers, der mit einem dumpfen Laut zu Boden stürzte und augenblicklich die Schwelle des Zimmers mit seinem Blute färbte. Marina stieß einen Angstschrei aus. „Der schreibt nicht mehr an Isajewitsch Galitsyn," sagte Koschelew lachend . . . „Du hast seinen Gedankenkasten zu übel getroffen, er wird auch nicht eine einzige Idee mehr für sich im Stillen behalten können."

Marina's Angstschrei war bis in das Gemach, wo Praskowa den kleinen Czarewitsch erst mit Mühe zur Ruhe eingesungen, hörbar gewesen; das Mädchen eilte herbei und der Anblick des in seinem Blute liegenden Julian warf es neben denselben mit einem herzzerreißenden Jammerlaut zu Boden. „Nun fort, Herr . . . die Nacht ist dunkel, das Gespann wartet, ich bringe Dich sicher nach

Kaluga!" rief Koschelew, den noch festgeschnürten Kuritsch sich wieder auf die Schulter ladend.

„Lebe wohl, Marina ... der Himmel schütze Dich, wie er mich geschützt hat vor Verrath," rief der Czar. „Ein Narr ist mein Freund ... aber ich bin sicherer mit ihm, als im Schutze der Klugen. Folge mir bald nach." Mit diesen Worten schritt er rasch dem ihm durch eine andere Thür mit seiner Last voraneilenden Koschelew nach. Tiefes Nachtgrau deckte die Flucht des mit seinem Lustigmacher im unhörbar über die feste Schneedecke dahin gleitenden Schlitten dem Lager von Tuschino entweichenden Demetrius, welcher glücklich die ihm wohlgesinnte Stadt Kaluga erreichte.

Am andern Morgen zog die Kunde, der Czar sei verschwunden, durch das Lager. Die russischen Soldaten vermeinten, er sei ein Opfer der mit ihm unzufriedenen Polen geworden, da der blutige Leichnam Julians, den man in Demetrius Zimmer fand, die stärkste Veranlassung zu der Vermuthung gab, man habe in der Nacht den Czar überfallen und sowohl seine als die Leiche Koschelew's beseitigt. Obgleich auch am andern Tage Julian's Diener, Kuritsch, noch zusammengeschnürt an Händen und Füßen, ein bedeutendes Stück weit außerhalb des äußersten Lagerkreises aufgefunden wurde, so war von ihm doch nichts über den nächtlichen Vorgang in des Czaren Zimmer zu erfahren. Der übermäßige Branntweingenuß und die

Nachtkälte, der er im Freien ausgesetzt gewesen, hatte seine Sinne so verwirrt, daß er zu jedem nur einigermaßen zusammenhängenden Berichte über die Art und Weise, wie er in den Zustand, in dem man ihn gefunden, gekommen sei, unfähig geworden war. Marina wies jede Kenntniß dessen, was vorgefallen, entschieden von sich, und sie konnte das um so eher, als Praskowa, ohnehin tief erschüttert von dem, was sie früher schon gelitten und was ihre Seele fast zermalmt hatte, durch das Erlebniß in dieser Nacht ganz gebrochen in einen traurigen Fieberparoxismus verfiel, der schnell zu vollem Ausbruch gedeihend ihr Leben ernstlich bedrohte, sie also ebenfalls die Fähigkeit entbehrte, irgend etwas das Geheimniß Aufklärendes zu verrathen.

Marina durchlebte sechs schreckliche Tage, ehe sie eine Gewißheit von der glücklichen Ankunft ihres Gemahls zu Kaluga erlangte. Das Lager von Tuschino ward für sie zu einem grauenvollen Aufenthalt, denn die wildeste Anarchie der herrenlosen Soldaten drohte auch ihr den Untergang; nur der Muth, den sie in dieser gefährlichen Lage zeigte, war ihr einziger Schutz. Wollte sie nicht Praskowa im hilflosesten Zustande verlassen, sah sie sich gezwungen zu bleiben, zudem war auch ihr kleiner Czarewitsch noch zu sehr krank, als daß sie ohne Gefahr für sein Leben die Reise nach Kaluga in der kalten Jahreszeit hätte wagen können. So vergingen drei Wochen, Gene-

ral Rozynski, der wüste Kriegsknecht, hatte im Namen der bisher unter seinem Befehle stehenden Polen mit König Sigismund unterhandelt und nicht nur vollkommene Amnestie für alle Conföderirten, sondern auch die Auszahlung des Soldes, den sie von dem entflohenen Demetrius zu fordern hatten, erlangt; das Lager von Tuschino löste sich sonach factisch auf, die Polen verließen es, um zum vor Smolensk stehenden Heere ihres Königs zu stoßen, welches vergeblich an den Mauern dieser festen Stadt und an dem Muthe deren Vertheidiger seine Kraft erprobte. Während der größte Theil der zum Heere von Tuschino gehörenden Soldaten sich zerstreute, um theils in ihre verschiedenen Heimathsdörfer zurückzugehen und ihre frühere Lebensweise, das Land zu bebauen, wieder hervorzusuchen; ein Theil, dem das wilde, wüste Kriegsleben, das ihrem Hange zu Ausschweifungen so viel Vorschub leistete, lieb geworden, sich zu größeren oder kleineren Räuberbanden schaarte, um auf eigene Faust den Herrn zu spielen, zog eine kleine Schaar Kosaken, welche Marina für sich gewonnen, mit ihr nach Dmitrow, wo Sapieha's geschlagener Heeresrest ein Asyl gefunden.

Es war ein trauriger Zug ohne Glanz und Pracht, und immer von der Furcht geängstet, von Basil's Truppen angegriffen zu werden, denen die kleine aus 50 Köpfen bestehende Kosakenschaar nicht hätte widerstehen können. Indeß Marina erreichte glücklich Dmitrow; Sapieha war

der einzige Polenführer, dem sie ritterlichen Sinn zutraute, und welcher, leicht beweglichen Geistes, sich vielleicht zu einem neuen Wagniß für ihren Gemahl bestimmen ließ. Wenn sie sich auch nicht in seinem Charakter getäuscht hatte, so erschrak sie doch nicht wenig vor seinem festen Entschluß, sie unter sicherer Bedeckung nach Sandomir zu ihrer Familie bringen zu lassen, um sie den wilden Kriegswirren zu entreißen.

„Nein, mein Herr, die Czarin aller Reußen wird nicht in ihr Vaterland zurückkehren, um dort ihre Noth zur Schau zu tragen; ich werde mit meinem Gemahle das Loos theilen, welches Gott ihm vorbehalten hat,“ antwortete sie fest.

„Man muß Euch, gnädigste Frau, also zu Eurem besseren Vortheil zwingen,“ versetzte der Woiwode lächelnd.

In diesen Worten sprach Sapieha die Absicht aus, sie wider ihren Willen ihrer Familie zuführen zu lassen und Marina fühlte die Nothwendigkeit, seinem Entschlusse zuvorzukommen. Der Winter war zu feindlich, als daß Sapieha seine Absicht so schnell hätte in Ausführung bringen können; aber eben diese Feindseligkeit des Winters mußte für sie zum Schutze für ihre weitere Flucht nach Kaluga werden. Als besonders begünstigenden Umstand für diese mußte sie es betrachten, daß ihre bewaffnete Begleitung außerhalb der Stadt in Baracken untergebracht worden war; das erleichterte ihren Plan, sich Sapieha's

Entschluß zu entreißen, ehe derselbe noch zur Ausführung kommen konnte. Praskowa war noch lange nicht in dem Zustande, ihr folgen zu können; aber das Glück hatte ihr beigestanden, in der Person eines greisen Popen einen Pfleger für sie zu finden. So war eine große und schwere Sorge von ihrem Herzen genommen. Der Abschied von Praskowa war ein sehr schmerzlicher für Marina; es dünkte ihr, als müßte sie von dem letzten Schimmer ihres Glückes scheiden, wie sie zum Letztenmale dieser treuen Seele die Hand reichte. Bleich, abgezehrt lag Praskowa vor ihr, eine vom rauhen Herbststurme gebrochene Blume.

„Ich habe viel gefehlt, ich muß viel büßen," sagte sie schwach . . . „ich will es auch. Gedenke meiner nicht mit Verachtung, meine gütige, hohe Herrin."

„Mit Liebe, mit Liebe!" rief Marina tief ergriffen . . . „habe Dank für Deine Treue und Gott sei Dein Schutz . . . ich kann es Dir nicht mehr sein; denn eine ärmere Czarin wie mich hat Rußland noch nicht gesehen." Den Augen der hohen Frau entfielen große schwere Tropfen.

Eine Stunde später trug der greise Pope den kleinen sorglich in einen Pelz gehüllten Czarewitsch zum Thore hinaus; in einiger Entfernung folgte Marina in der Kleidung eines polnischen Husaren, der der Kälte wegen einen Schafspelz umgehangen, und wie der Februarabend niederdämmerte und ein ziemlich dichtes Schneegestöber das wenige Zwielicht noch mehr verdunkelte, zog Marina's

kleine Kosakenschaar, in deren Mitte sie sich mit ihrem Knäblein befand, das sie wohlverwahrt gegen das schlimme, aber zur Flucht so günstige Wetter vor sich auf dem Sattel festhielt, unbemerkt von dannen. Der immer dichter fallende Schnee überdeckte bald die Spuren der Hufe ihrer Rosse, so daß am andern Morgen ihr Verschwinden als ein räthselhaftes erschien. Ein nur auf das Nöthigste unterbrochener Ritt von 200 Werst (30 deutsche Meilen) brachte sie und ihre Begleiter glücklich nach Kaluga.

Das Unglück hatte der in Weichlichkeit erzogenen jungen Frau die Kraft verliehen, die Anstrengungen und Mühseligkeiten des abenteuerlichen Lebens, welches ihr fortan beschieden war, zu ertragen.

V.

Gleich schwerem Wetter lastete das zermalmende Geschick des Krieges noch länger auf dem unglücklichen Rußland. Die Anfangs Juli 1610 bei Kluschino von dem Krongroßfeldherrn Scholkiewski gewonnene Schlacht vernichtete nicht nur die von den schwedischen Hilfstruppen unterstützte Armee Basil Schuiski's, sondern ward auch die unmittelbare Folge von dessen Absetzung. Er mußte an sich selbst erfahren, wie trüglich die Volksgunst ist. Aus seinem Palaste gerissen, wurde er unter starker Bewachung in das Haus geführt, welches er vor seiner Erhebung bewohnt hatte. Man machte ihn für das Unglück des Vaterlandes verantwortlich. Wenige Tage darauf forderten seine früher in Demuth vor ihm sich beugenden Höflinge, nun seine Richter, daß er Mönch werde. Sein Widerstand war vergeblich, man hielt ihm die Hände und schor ihm das Haupt. Es war ein schlechter Lohn, den er durch seine Ränke und Treulosigkeit sich selbst errungen. Aber eben so, wie man Basil's Regierung satt und überdrüssig war,

war man es auch der Machtbestrebungen des Demetrius, der, da nach der Niederlage der Truppen Basil's und des Letzteren Absetzung die Hauptstadt Moskau von Vertheidigern entblößt war, einen glücklichen Streich auf diese ausführen zu können glaubte, weshalb er sich mit Sapieha verband und gegen die Hauptstadt marschirte; aber die Bojaren, müde dieser Wirren, vereinten sich nun mit dem Polenheer Sigismund's gegen Demetrius, doch anstatt daß zwischen dem Krongroßfeldherrn und dem Parteigänger Sapieha im Angesicht Moskau's eine Schlacht entbrannte, erfolgte zwischen Beiden eine freundliche Besprechung, deren Resultat darin bestand, daß Sapieha, um von sich den Verdacht zu entfernen, als habe er wissentlich die Fahne eines Betrügers getragen, von dem Krongroßfeldherrn die Zusage erhielt, Demetrius solle, wenn er seinen Ansprüchen entsage, einen bedeutenden Jahrgehalt oder selbst nach seiner Wahl die Oberherrlichkeit über Grodno oder Sambor erhalten.

Die Treulosigkeit Sapieha's verwünschend, welcher, da Demetrius nicht auf diesen Vorschlag einging, sondern Krakau als Entschädigung für seine aufzugebenden Ansprüche verlangte, von ihm abfiel, blieb dem Czarik, wie ihn die Polen nun spottweise nannten, was als verächtliches Verkleinerungswort so viel wie Zaunkönig bedeutet, nichts weiter übrig, als sich, da der polnische Krongroßfeldherr Moskau mit einem massenhaften Heere deckte

und Prinz Wladislaw bereits von den Bojaren in der Hauptstadt anerkannt war, eiligst nach Kaluga zurückzuziehen. Eine ungemessene Wuth beherrschte nun den in seinen Hoffnungen betrogenen Demetrius. Es bemächtigte sich seiner ein Hang zum Argwohn, der seine treuesten Anhänger nicht verschonte und ihr Blut vergoß, wenn gleich Marina nichts unversucht ließ, seine oft in Raserei ausartenden Befehle zu den grausamsten Strafen an allen Denen, die er für Verräther betrachtete, rückgängig zu machen, was ihr in vielen Fällen gelang. Seinen kleinen Hof zu Kaluga ließ er nicht mehr von ihm treu gebliebenen Polen oder Russen bewachen, sondern von Kosaken, Tataren und Tscherkessen. Sie waren, obwohl Muselmänner, nun die Freunde des einzigen christlichen Fürsten der Welt, wie sich nach dem Beispiele der moskowitischen Großfürsten Demetrius nannte.

Indeß hatten Moskau und die meisten Provinzen des Nordens dem polnischen Kronprinzen Treue geschworen, die Polen standen in Moskau und hielten den Kreml besetzt. Ihres Führers, des Krongroßfeldherrn, feine Politik bewährte sich vortrefflich, er verstand es, das Nationalgefühl des durch so viele Schicksalsschläge entmuthigten Volkes mit dem Gedanken, daß es jetzt Fremden gehorchen müsse, zu versöhnen, besonders da er den Uebermuth seiner Soldaten durch strenge Mannszucht in Schranken hielt; aber was den zweiten Demetrius (viel-

leicht auch den ersten) zum Siege geführt hatte, ward jetzt der Anlaß zum erneuten Hasse der Russen gegen ihre polnischen Ueberwinder. König Sigismund, ein Schwächling, lieh seiner Geistlichkeit zu bereitwillig sein Ohr, die griechische Kirche auszurotten, um der römisch-katholischen Grund und Boden zu gewinnen, zu welchem Zwecke sein sechsjähriger Sohn Wladislaw zu schwach sei und er also selbst die Czarenkrone für sich nehmen müsse. Sholkiewsky, sein Feldherr, dem gegebenes Wort heilig war, verließ deshalb seinen Posten zu Moskau, den er in General Goncziewski's Hände legte. Er wollte den Besiegten gegenüber nicht meineidig werden. Die sogleich veränderte Haltung der Polen, ihre wieder beginnende Zügellosigkeit, der Bruch der gegebenen Versprechungen, die Gefahr, welche nun der Nationalkirche drohte, rief das ganze russische Volk zu den Waffen.

Indem dieser Brand aufloderte, dem aber noch die Einheit fehlte, um die Fremdherrschaft zu vernichten, fand auch Demetrius sein Ende auf einer am 11. December 1610 in der Nähe von Kaluga abgehaltenen Jagdpartie durch die Hand eines tatarischen Fürsten, Peter Eruslanow, welcher den durch Demetrius über einen anderen Fürsten Kassimowski verhängten grausamen Tod rächte. Nachdem eine Kugel den Prätendenten nicht augenblicklich getödtet, sondern der Tatar ihm noch den Kopf vom Rumpfe und die rechte Hand vom Ge-

lenke getrennt hatte, deckte die weite grüne Steppe die Flucht des Mörders, dessen blutiges Opfer die Kalugaer mit dem bei Czaren gewöhnlichen Begräbnißceremoniell in ihrer Kathedrale beisetzten.

Preis gegeben ihren Feinden blieb Marina nichts übrig, als auf ihre eigene Kraft zu vertrauen. Sie nahm den bereits von ihrem Gemahle gefaßten Plan, in Astrachan sich festzusetzen und dort ein unabhängiges Fürstenthum für ihren Czarewitsch zu gründen, mit dem Muthe einer Verzweifelnden auf, welche selbst im ungünstigsten Falle nichts mehr verlieren kann, als sie schon verloren hat. Gestützt auf die Treue des Kosaken-Atamans Zarucki, eines der eifrigsten Anhänger ihres gemordeten Gemahls, verließ sie mit ihrem Sohne Kaluga und durcheilte nun, umringt von einer wilden beutesüchtigen Kosakenschaar, die Steppen des südlichen Rußland's, um dort das Volk zu den Waffen zu rufen.

Welch seltsames Verhängniß lastete auf ihr! Sie hatte das Vaterhaus, in welchem ihr Wille der gebietende gewesen, mit dem Czarenpalaste in Kreml vertauscht. Den Freuden entrissen, welche Glanz und Pracht einer Herrscherkrone zu bieten vermögen, büßte sie den kurzen Wonnerausch geschmeichelten Stolzes und einer zur Spitze getriebenen Eitelkeit im entwürdigenden Gefängniß, wo ihr kaum so viel geblieben war, ihre Blöße zu decken. Das kleine Herrenhaus von Tuschino hatte sie alle die

Grade des herabsinkenden Glückssternes eines Betrügers kennen gelehrt, den sie wunderbarerweise lieben gelernt hatte. Und nun nach dessen Tode war das Bivouakfeuer eines Kosakenhäuptlings die einzige ihr gebliebene Freistätte! Welches Lebensbild, welche grausamen Enttäuschungen einer stolzen Seele!

Von nun an nahm ihr Leben in der Geschichte Rußlands keine Stelle mehr ein. Die unübersehbaren Steppen haben keinen Widerhall, das Hosiannah des Ruhmes wie der Schrei der Verzweiflung erstirbt dort gleich dem in den Lüften verflüchtigenden Laut der Stimme; aus den schweigenden Steppen ist noch nichts Großes hervorgegangen. Während sie durch ihr Unglück die Herzen der in den südlichen Wildnissen hausenden einzelnen Räuberstämme zu rühren, zum Beistand zu entflammen suchte, auch ein dritter Demetrius, ein entflohener Diakon, Namens Isidor, auftauchte, dessen die russischen Geschichtschreiber unter der Bezeichnung „der Räuber von Pskow" erwähnen, weil diese Stadt ihn anerkannt hatte, unter dessen Anhänger sich sogar der junge ehrgeizige Fürst Trubetzkoi schaarte, wüthete das Unglück des Krieges ununterbrochen fort im russischen Reiche; die Polen eilten von Sieg zu Sieg und Gewaltthätigkeiten aller Art bezeichneten ihren Weg.

Nur ein Mann von Kopf und Herz fehlte, welcher, nicht im Namen eines Fürsten, denn an diese glaubte das

Volk nicht mehr, sondern im Namen des schwer bedrängten Rußlands und seines Glaubens die Fahne zur allgemeinen Erhebung aufpflanzte, und ein solcher Patriot fand sich in der Person Kosma Minin's, eines Metzgers von Nischnei Nowgorod. Seine hinreißende, wenn auch ungeschulte, aber aus begeistertem Herzen kommende Beredtsamkeit, sein eigenes Beispiel von Vertrauen, Kraft, Muth und einer damals unerhörten Uneigennützigkeit, wirkte segenbringend; das vom Unglück schwer heimgesuchte Volk schaarte sich um den von Minin zum Feldherrn der Nation erwählten Fürsten Demetrius Poscharski, dem er das Prädicat eines redlichen und patriotischen Mannes zuerkannte und der Sieg flog von nun an den russischen Waffen voran; flüchtig vor der heranstürmenden Uebermacht eines Volkes, das sein Blut mit Freude opfert für des Vaterlandes und seines Glaubens Heiligkeit, entwichen die Polen von Stadt zu Stadt und ein Feldzug, in dem jeder neue Tag auch einen neuen Triumph gebar, reinigte Rußland von den übermüthigen Schaaren eines nachbarlichen Feindes, der so lange ungestraft Elend und Unglück über dasselbe gebracht hatte.

Kosma Minin's und des tapferen Fürsten Poscharski Bürgertugend schlug die sie treffende Wahl des dankbaren Volkes zum Czarenthrone aus; die beiden Retter des Vaterlandes traten in die bescheidene Stille des Bürgerlebens zurück, ein Beispiel der Entsagung gebend, das

nicht zu häufig in der allgemeinen Geschichte der Nationen vorkommt. Die Nothwendigkeit, für die frei gewordene Nation ein ihrer würdiges Oberhaupt zu wählen, führte zu Anfange des Jahres 1613 in Moskau stürmische Verhandlungen herbei und am 21. Februar genannten Jahres ward auf Vorschlag des Bojaren Theodor Schermetew, welcher eine Base des Michael Romanow*) zur Gemahlin hatte, dieser damals sechszehnjährige Jüngling, von dem man erwarten konnte, daß er sich eine Beschränkung der Herrschergewalt durch constitutionelle Formen gefallen lassen werde, als Czar gewählt, womit die ehrgeizigen Bestrebungen des Fürsten Trubetzkoi, die Würde an sich zu bringen, zugleich aus dem Felde geschlagen waren. In der Person eines blühenden Jünglings trat an die Spitze der Nation ein Geschlecht, das von nun an als kraftvol-

---

*) Michael Romanow's Geschlecht war um 1350 durch einen gewissen Andreas Kokülla (wie Karamsin ihn nennt, Andere aber Kabyla und Kambyla ihn heißen) aus Preußen nach Rußland verpflanzt worden. Die erste Gemahlin Iwan's des Schrecklichen, Anastasia, war eine Romanow; Michael, der erste Czar aus diesem Geschlecht, war der Sohn des Bojaren Theodor Nikitsch Romanow, welchen Boris Gudonow zur Strafe für angeblichen Hochverrath als Mönch in ein Kloster stecken ließ, aus dem er, sobald sein Sohn Czar geworden, in der Würde eines Metropoliten hervorging.

ler mächtiger Stamm das heilige Rußland gegen innere und äußere Stürme schützt. Und mit Michael Romanow war das Glück, den Frieden seines Reiches wieder herzustellen, denn alle untergeordneten Prätendenten verschwanden wie mit einem Zauberschlage vor seiner Macht.

Die letzten Kämpfe in dieser Beziehung fanden an der Wolga statt, wo Zarucki im Namen der Czarin Marina und ihres Sohnes sich Astrachans bemächtigt hatte, doch nur auf kurze Zeit in dieser Stadt sich halten konnte, denn Michael Romanow's Generale vertrieben ihn von dort und verfolgten mit ihrer Uebermacht ihn und Marina nebst deren Czarewitsch auf der Flucht nach dem kaspischen Meere. Ein unglücklicher Julitag des Jahres 1614 war es, der sie, an den Ufern des Jaik überfallen, in die Hände ihrer Feinde lieferte, von denen sie nun in Fesseln nach Moskau geführt wurden. Das Gerücht der Ankunft der gefangenen Marina, der einst zu Ehren die dreitausend Glocken der moskowitischen Hauptstadt den Willkommensgruß gesungen und der Donner der Kanonen ihren feierlichen Einzug weithin in's Land verkündet hatten, durchlief bald ganz Moskau; in einem Hause der großen Czarenhauptstadt fand es allein einen nicht verwehten Wiederhall, und dies war das des reichen Heiligenbilderhändlers Walujew.

Die Zeit, welche Alles ordnet und ausgleicht, hatte auch hier ihre mildernde Kraft walten lassen. Der Wahn-

sinn war nicht von Walujew gewichen; denn der von tief eingewurzelter Leidenschaft des Hasses und der Rache schwer verdüsterte Geist dieses Mannes fand sich nicht wieder zu klarem Denken; nur Momente waren es, wo ein helleres Schauen, ein vernunftvolles Auffassen sich der ihn umfangenden geistigen Nacht entrang, aber bald wieder in deren Dunkel unterging. Dieser Zustand, der die Fortsetzung seines Handels nicht erlaubte, hatte ihn allmählig in ein fast kindisches Träumen versetzt, in dem das religiöse Element, das jederzeit so bedeutendes Uebergewicht in seinem Denken und Thun gehabt, auch jetzt noch den Mittelpunkt seiner wirren, meist unzusammenhängenden Träumereien bildete. Aus dem reichen Walujew war im Laufe der Jahre ein Büßender geworden, wie sie damals zahlreich genug in Rußland existirten und selbst jetzt noch in einzelnen Individuen sich daselbst erhalten haben, für deren Bezeichnung im Deutschen kein passenderer Name als „Kettensakire" zu finden sein dürfte.

Wirren Sinnes ziehen diese Büßenden als Bettler umher und werden vom Volke, welches jederzeit das Ungewöhnliche anstaunt, mit Ehrfurcht betrachtet. Allerlei Entbehrungen und Peinigungen sich hingebend schlafen sie stets auf dem nackten Boden, Holzstücke oder Steine zum Kopfkissen nehmend; und damit ihre Selbstmarter vollkommen sei, tragen sie eine eiserne Kette von der Stärke derer, mit denen man in Rußland die Pferde an

die Krippe befestigt, auf dem bloßen Leibe, die sie einmal um den Hals, einmal um die Hüften und kreuzweise über die Brust schlingen. Diese straff angezogene Kette verwächst zuletzt theilweise ins Fleisch hinein. Walujew bot in seiner fanatischen Selbstqual das Muster eines solchen Büßenden, man sah ihn an den Kirchthürmen oft im Schnee liegen und Gebete murmeln oder dem heißen Sonnenbrand sich aussetzend. Nur die Nächte brachte er in seiner Wohnung zu, doch auch sie waren, wie schon bemerkt, nur die Fortsetzungen seiner Bußübungen. Ephim war im Hause geblieben. Sein stilles, sanftes Gemüth trug ja selbst schwer am Verluste seiner Hoffnungen, daß er das Haus, wo er einst so kindlich glücklich gewesen, nicht hätte verlassen mögen. Er gehörte unter die kleine Zahl Derjenigen, welche von den Erinnerungen ihres Glückes zehren und ihren Schmerz dadurch verschönen. Er hatte kein Wort einer Anklage gegen die abwesende Praskowa, welches Benehmen auch der oft in Redseligkeit ausartenden Natäscha Schweigen auflegte. Uebrigens war auch bei Natäscha eine große Veränderung vorgegangen. Das Bewußtsein, zu welcher That ihre Selbsttäuschung ihren Brodherrn getrieben und wie sie die eigentliche Veranlasserin alles Unglücks in diesem Hause gewesen, hatte sich allmählig zu einem Vorwurfe bei ihr gestaltet, von dem sie sich schwer niedergedrückt fühlte.

Die Stille jetzt im Hause und der tägliche Anblick ihres geistesirren Herrn, das schweigende Wesen Ephim's, lastete zuweilen unheimlich und sie anklagend auf ihrer Seele. Zuweilen, wenn der Wunsch, Praskowa wieder hier zu sehen, zu lebhaft in ihr wurde, richtete sie furchtsam die Frage an Ephim: „Werden wir unsers Väterchens Tochter je wiedersehen?"

„Weiß ich's?"

Es war so wenig geantwortet und eben sowohl verneinend wie der Hoffnung Raum gebend, daß Natàscha sich wieder zum Schweigen verurtheilt sah. Nur mit dem Ilia, dem guten Esser, der trotz alle dem, was sich ereignet, seinen gesegneten Appetit nicht verloren hatte, konnte sie über den auf ihr lastenden Kummer sprechen. Aber das war doch kein rechter Trost für sie; der Ilia war eine zu profane Natur, die sich höchst ungeschickt bei Dingen benahm, die außerhalb seiner Sphäre lagen.

Eines Tages verlangte ein greiser ehrwürdiger Pope Ephim zu sprechen. Natàscha hatte diesen geistlichen Herrn noch nie im Hause gesehen und glaubte das Wahre entdeckt zu haben, wenn sie annahm, daß es sich für Ephim um das Malen eines Heiligenbildes handelte, welches Geschäft er immer noch fortsetzte, da es gleichsam zur Verschönerung seines in einsamer Stille ruhig hinfließenden Lebens gehörte; desto erstaunter war sie, als nach dem Besuche des geistlichen Greises Ephim zu ihr

sagte: „Mütterchen, setze das kleine Stübchen, in dem unsers Herrn Tochter gewohnt hat, in Stand.“

„Warum denn? wer will denn in unserem Hause einen Besuch machen?“

„Wer? die ein Recht dazu hat ... Praskowa.“

Die alte Magd war so sehr überrascht von diesem unerwartet bevorstehenden Ereigniß, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Ephim sagte sehr ernst zu ihr: „Vergiß nicht, Mütterchen, daß Dir kein Recht zusteht, Deiner Neugier freien Lauf zu lassen. Du hast Vieles verschuldet, was vielleicht, wenn auch auf andere Art entdeckt, doch nicht zu so schlimmem Ausgange geführt hätte, als wir solchen erlebt haben. Für uns muß die Zeit alles Das überraset haben und keine Erinnerung mehr davon uns geblieben zu sein scheinen. Es sind Jahre seitdem vergangen. Wenn Praskowa wieder eintritt in's Haus, muß sie es gerade so finden, als wäre sie nie von hier abwesend gewesen. Des Vaters Anàfema ist bereits von ihrem Haupte genommen worden, denn für Alles giebt es eine Vergebung im Himmel, wie Väterchen Afrael so schön gesagt hat.“

Wider seine Gewohnheit verließ Ephim am späten Nachmittage das Haus, und als der Abend mit seinem Dunkel niedergesunken war, kehrte er mit Praskowa zurück. Die große Erschütterung ihres Herzens warf die Wiederkehrende auf die Schwelle des Vaterhauses nieder,

die sie unter heißen Thränen mit Küssen bedeckte. Der Gruß, mit dem die arme aus Herz und Haus des Vaters gestoßene Tochter die Schwelle seines Eigenthumes, in welchem sie in schuldloser Kindheit zur schönen Jungfrau aufgeblüht war, jetzt bei ihrer Rückkehr heiligte, wies von so tiefer Reue, von einem so wahrhaften Schmerze, daß die alte Natàscha sich davon durchschauert fühlte und sie laut weinend umarmte. Auf Beide gestützt, wankte Praskowa nach ihrem Stübchen; da war nichts, gar nichts verändert, Alles wie ehedem ... welche schöne Täuschung für die so lange Verschollene! Aber sie fiel ihr schwer auf's Herz; denn die Erinnerung an Alles das, was sie seit dem Tage, wo sie das Vaterhaus flüchtig verlassen, erlebt hatte, trat in grellen Farben vor ihre Seele.

Der greise Pope von Dmitrow, dem Marina sie übergeben, war zum Retter für sie geworden. Nicht nur dem leiblichen Untergange, mit dem die Geburt eines todten Kindes sie so augenscheinlich bedrohte, hatte er sie entrissen, indem er sie in die Pflege seiner Schwester, einer würdigen Matrone, brachte, sondern auch dem geistigen. Praskowa hatte kein Geheimniß vor ihm gehabt, und das milde vergebungsreiche Gemüth des Priesters führte sie auf den Weg der Sühne in die väterlich rechtgläubige Kirche zurück. Hermogen, der Patriarch, ein Muster von Frömmigkeit, den das damals lebende Volk als einen Heiligen verehrte, spendete ihr seinen Segen

zu diesem Rücktritte. In seine Hand gelobte sie nach ihren Kräften zu sühnen, was in Verblendung sie gefehlt, ihr ferneres Leben dem Dienste der armen Kranken und Gefangenen zu widmen. Durch den frommen Patriarch gereinigt von dem Anáfema des Vaters kehrte sie in dessen Haus zurück. Von alle dem hatte der greise Pope von Dmitrow Ephim unterrichtet.

Praskowa waltete also wieder im Vaterhause. Freilich war sie e ne Andere geworden, auf deren Besitz Ephim keine seiner Hoffnungen von früher mehr beziehen durfte, aber sie war wieder da und dies schon machte ihm Freude. Nur zuweilen klang ein Ton von ehemals zwischen ihnen Beiden. „Ich habe viel Böses an Dir gethan — vergieb mir!" sagte sie, wenn sie seine Vorsorge für Alles, was sie betraf, bemerkte . . . aber an mir des Bösen doch noch mehr," setzte sie leise hinzu. — Und Ephim ergriff dann ihre Hand und sprach: „Praskowa, bist Du auch nicht die Meine geworden, so bist Du doch wieder die Unsere und so ist Alles gut. Gott und seine Heiligen sollen gepriesen sein dafür."

Ob Walujew seine Tochter wieder erkannte, oder ob die Erinnerung an sie in seinem Geiste verschwunden sei, blieb lange ungewiß, denn nichts deutete in dem Benehmen des irrsinnigen Büßers darauf hin, daß ein solcher Rückblick bei ihm stattfinde; erst nach längerer Zeit ward es bemerkbar, daß auch in seinem verfinsterten Geiste

die Wohlthat eines mild zu ihm sprechenden Wesens nicht ganz ohne Anklang blieb. Praskowa empfing ihn des Abends, wenn er von seiner Bußwanderung nach Hause zurückkehrte; sie weckte ihn des Morgens mit einem Segensspruche, ehe er wieder das Haus verließ. Allmählig bildete sich in Walujews umnachtetem Geiste der Wahn, die Heiligen hätten ihm einen Schutzengel gesandt, der ihn liebreich pflege, und dieser Wahn verwuchs bald so sehr mit seinem wirren Denken, daß er, der schweigsam in sich Gekehrte, die höchste Unruhe verrieth, wenn Praskowa einmal nicht gleich bei seiner Rückkehr in seiner Wohnung zugegen war. Er glaubte dann die Heiligen unzufrieden mit seinen Entbehrungen und Kasteiungen an dem verflossenen Tage. So bereitete Praskowa dem Irren noch ein Glück, das in seinem verdunkelten Geiste der einzige Lichtstrahl, die einzige Segnung war. Doch ein so tief zerrüttetes Dasein, als das Walujew's, konnte nicht allzulange ausdauern, er starb in seiner Tochter Armen, das brechende Auge auf sie gerichtet, mit einem Gospodi pomilui (Herr, erbarme Dich)! sein Leben verhauchend.

Von diesem Tage an gab sich Praskowa ihrer Buße, den armen Kranken und Gefangenen Trost bringend, mit rastlosem Eifer hin. Wie ein guter Engel trat sie an die Lagerstätte der Hilflosen, der Sterbenden, zu denen ihr ebenso wie zu den Gefangenen Niemand den Zutritt verwehrte, denn überall kannte man sie und erzeigte ihr jene

demüthige Zuneigung, wie solche im Charakter des russischen Volkes als ein schönes Eigenthum gegen alle wahrhaft Frommen begründet ist. Wenn auch die Erinnerungen an ihre Vergangenheit nicht ganz erstorben in ihrem Geiste war, so störten sie doch nicht mehr ihren Frieden, den das Bewußtsein ihres edlen Thuns an den von Hilfe Verlassenen ihr errang; aber das Gerücht von der Einbringung der Czarin Marina, ihrer ehemaligen Herrin, als Gefangene, griff tief in ihr Herz und sie dankte dem Himmel, daß er sie auf den Weg geführt, wo es ihr möglich wurde, deren Trösterin zu werden. Der Gefängnißwärter machte keine Schwierigkeit, ihr den Zutritt zu Marina zu gestatten er kannte sie ja und wußte, daß sie mit Genehmigung des hochwürdigsten Patriarchen kam.

Welch entsetzliches Bild des wandelvollen Geschickes bot sich Praskowa's Augen im Anblick des Kerkers und seiner Bewohnerin! Man hatte alle Rücksichten gegen die Unglückliche fallen lassen. Vier öde feuchte Mauern schlossen sie ein. Das Tageslicht stahl sich mühsam durch ein kleines, dicht vergittertes, von Staub und Schmutz dick überdecktes Fenster in den engen Raum, so daß das Auge sich erst an das herrschende Grau gewöhnen mußte, um die hier befindlichen Gegenstände zu erkennen. Ein roher Tisch, eine Bank und ein Strohlager machten die ganze Einrichtung dieses traurigen Ortes aus. Gebrochen an Geist und Leib blieb Marina bei ihrem Eintritte ohne

sich aufzurichten auf ihrem Lager liegen. Auch das letzte Leid war über sie gekommen, um sie ganz den Wermuthsbecher eines entsetzlichen Geschickes leeren zu lassen. Man hatte ihren Czarewitsch ihr entrissen, und um jeder Möglichkeit einer künftigen Anspruchserhebung desselben zuvorzukommen, ihn erdrosselt. Nichts von aller Größe, von allem Glücke war ihr geblieben, von Allen verlassen hoffte sie nur auf den einzigen Erlöser von allem Elend, auf den Tod. Ueberwältigt vom Anblicke dieses Unglücks sank Praskowa weinend an ihrem Strohlager nieder.

„Wer bist Du, daß Du Thränen für mich hast?" fragte Marina überrascht.

Welche herzerschütternde Erkenntnißscene folgte dieser, das Aufgeben auf alle Theilnahme bezeichnenden Frage! Und doch war dies Wiedersehen ein Sonnenblick in dem von Kerkermauern umnachteten Leben dieser vom Glück Verlassenen. Es konnte Praskowa nicht entgehen, daß die Gesundheit Marina's unheilbar erschüttert und untergraben, nur eben noch dieses schrecklichen Aufenthaltes bedurfte, um schneller zu vergehen. Geistige und körperliche Anstrengungen hatten vereint mit der Last schweren Kummers ihre Lebenskräfte fast aufgezehrt, das Schicksal ihres Czarewitsch's ihr Herz gebrochen, sie trug die Auflösung in sich und in ihrem Aeußern. Ihre matte Stimme, ihr tief eingefallenes Gesicht, der erloschene Glanz ihrer Augen bezeugten ihre Todesreife. Jeder Tag führte Pras-

kowa zu ihr; sie wußte, mit welcher Sehnsucht sie erwartet wurde und welche Wohlthat ihr Kommen für die Unglückliche war, die alle Freuden eines großen schönen Lebens durchgekostet, nun auch die Bitterkeiten des Elends bis auf die Hefe leerte.

Eines Tags bemerkte sie einen Diakon, der ihr nach dem Kreml folgte, wo sich das Gefängniß der Czarin befand. Es war ihr, als gäbe er ihr ein Zeichen, seiner zu warten. Sie wußte nicht, ob dies wirklich ihr gelten solle und ging deshalb langsamer. Unterm Erlöserthore schritt er hart an ihr vorüber und blickte sich wie zufällig um. Praskowa blieb vor Erstaunen wie am Boden angewurzelt stehen, sie erkannte in ihm Pater Xaver, Julians Bruder. Langsam schritt er weiter, aber ein Wink seiner Augen deutete ihr an, wie er angelegentlichst sie zu sprechen wünsche. Er trat in die Himmelsahrtskirche ein, wo so viele Fromme vor dem verehrten Bilde der heiligen Jungfrau von Wladimir ihre Andacht verrichteten. Sollte sie seinen Wunsch unerfüllt lassen? sein Blick war so flehend gewesen, als ruhe auf ihr eine große Hoffnung seiner Seele und sie . . . ahnte dies Hoffen.

Am andern Tage um dieselbe Zeit erschien sie von einem Diakon begleitet, bei dem Gefängnißwärter. „Die Lateinerin willst Du zu unserer heiligen rechtgläubigen Kirche zu bekehren versuchen, Väterchen?“ fragte der Mann. „Nun, mir ist's recht; aber ich denke, Du wür-

dest mit besserem Glücke die Moskwa ausschöpfen können, als diese störrische Heidin zur Erkenntniß ihrer Ketzerei bringen. Geh' nur hinein, wirst wenig Freude von diesem Gange haben."

Eine wenn auch tief demüthigende, doch ihrem Herzen wunderbar Trost gewährende Freude verschönte die letzte Lebensstunde Marina's, als Pater Xaver an ihr dürftiges Strohlager trat. Die verflossene Nacht vermeinte sie schon den Tod zu fühlen, aber der letzte Funke von Lebenskraft hatte noch einmal den Sieg davongetragen. Indeß mit dem vorrückenden Morgen nahm das Gefühl schnellen Herabsinkens dieses letzten Aufflammens so sichtbar zu, daß sie nur noch mit Mühe die Worte hervorstammeln konnte:

„Xaver, Du hast im Glanze meine Thorheit gesehen, Du siehst nun auch meine Strafe im Elend. Aber immer noch ist der Himmel mir gnädig, er schickt mir Herzen, in deren Liebe ich dahin scheiden soll . . . im Lichte der Vergebung. Ich danke Euch Beiden."

Xaver mußte sich gewaltsam zusammenraffen, um einer großen übermächtigen Rührung nicht zu viel Raum zu gestatten. Er sagte ihr, daß es nicht in seinem Willen gestanden, von seiner Mission, die der persönlichen Ueberzeugung gegolten hätte, ob der Prätendent wirklich ihr Gemahl sei, nach Moskau zurückzukehren. Eine unbedachte Aeußerung von seiner Seite, daß hier eine Täu-

schung unterlaufe, sei Demetrius hinterbracht und er von demselben, um zu verhüten, daß dessen Geheimniß entdeckt werde, in's Gefängniß geworfen worden. Erst das Einrücken des königlichen Polenheeres habe ihm die Freiheit wieder gegeben, aber seine durch den mehrjährigen Aufenthalt im Kerker gebrochene Gesundheit hätte ihn zur Rückreise in sein Kloster gezwungen, um seine Wiederherstellung daselbst zu ermöglichen. Nach glücklicher Erreichung derselben wäre ihm auf's Neue der Auftrag einer Reise nach Moskau von seinen Oberen geworden, um treuen Bericht über alle Maßregeln des neuen Czars und der immer noch nicht ganz in den Staub getretenen Parteiungen abzustatten. Und dann begann Pater Xaver mit Begeisterung von der Gnade der Vorsehung zu sprechen, die ihn auf's Neue hierher geführt, damit sie, seine Freundin, nicht ohne die Wohlthaten und Segnungen ihrer väterlichen Kirche vom Leben scheiden solle.

„Es ist die erhabenste Mission meines Lebens," endete der Jesuitenpater mit tiefem Gefühl . . . „Dir, Marina, ein Führer in's Jenseits zu werden. Niemand weiß besser wie Du, mit welchem Herzen ich Dir die letzten Gnaden unserer heiligen Kirche spende. Im Leben hat Dich Alles verlassen, im Sterben erst bist Du mein geworden!"

Sein Gewand lüftend, zog er eine an einer um den Hals hängenden Schnur auf bloßer Brust verborgen ruhende goldene Kapsel hervor, deren Inhalt aus zwei Ho-

stien bestand. Und nach gesprochener Absolution über die sichtbar kraftloser Werdende reichte er ihr das heilige Abendmahl, zu gleicher Zeit es selbst genießend. Feierliche Stille waltete im Kerker; Praskowa kniete entfernt von dem Lager ihrer früheren Herrin, die weinenden Augen in die Hände verbergend. Nach einer langen Weile legte Pater Xaver prüfend die Hand auf Marina's Stirn und erkannte, daß ihr Leben verronnen, der letzte Pulsschlag ihres Herzens für diese Zeitlichkeit vollendet sei. „Friede mit Dir, Du Arme!" sprach er, das Kreuz über sie schlagend . . . „der Kreml sah Dein trügerisches Glück als Fürstin dieses Reiches, er hat nun Dein Ende gesehen im tiefsten Elend. Die Wiege der Lust ward auch Dein Sterbebett. Ruhe sanft von den vielen schweren Enttäuschungen, die das Leben Dir brachte, Gott ist ein milder Richter, ein treuer Vater."

„Gospodi pomilui!" fügte Praskowa andächtig hinzu.

Die russisch-griechische Kirche ist die einzige unter den christlichen, welche es übernommen hat, eine öffentliche Sonderung und Sichtung des Guten und Bösen, was die an großen Ereignissen und den merkwürdigsten Persönlichkeiten so reiche Geschichte des heiligen Ruß-

lands, seit einer Reihe von 250 Jahren nur aufzuweisen hat, zu einem Kirchenfeste, das den Namen „die Verfluchung der Ketzer" und zwar der politischen wie der religiösen führt, zu erheben. So hat auch unser Jahrhundert die Namen Derer gehört, auf denen das Anàfema dieser Kirche ruht. Boris Gudonow, der falsche Demetrius (Marina's erster Gemahl), Mazeppa, Ssenka, Rasin und Pugatscheff führen den Reigen in diesem seltsamen Register und nach jedem Namen schleudert ein Bassist mit gewaltiger Donnerstimme ein mehrmaliges herzerschütterndes „Anàfema" durch die Kirche und unmittelbar darauf folgt dasselbe grauenvolle Wort in den lieblichsten Melodien von einem Knabensängerchore ausgeführt, als sollte der entsetzliche Fluch versöhnt werden durch den in's Herz sich einschmeichelnden Sang. Bei dieser Gelegenheit zeigt jedoch auch die Kirche eine dankbare Erinnerung, denn bei Boris Gudonow's Namen, der ein freilich illegitimer, aber doch guter, das heißt, den Priestern sehr geneigter, sie, die Gotteshäuser und Klöster mit reichen Schenkungen bedenkender Regent war, wird vor dem über ihn auszusprechenden Anàfema gesagt: „Für das Gute, was er gethan, sei ihm der himmlische Segen!" Es ist ein seltsamer Festtag, aber echt russisch, aus dem Herzen des orthodoxen Volkes hervorgegangen und auf's Innigste mit demselben verwachsen, ein Zeugniß, daß die Erinnerungen in Rußland nie veralten, eine

Meldung aus verflossenen Jahrhunderten, wie überhaupt noch Vieles in dem großen Reiche denselben Typus trägt, wie damals.

Derselbe Name, der Jahre lang in Rußland so viele Flammen des Hasses und der Liebe schürte, der Name Demetrius, ist jetzt ein Gegenstand großer Verehrung und Huldigung, nämlich jener in Uglitsch auf das Gebet der Priester und auf Basil Schuiski's Befehl angeblich so wunderbar zum Vorschein gekommene Leichnam des ermordeten kleinen Czarewitsch. Damals zweifelten alle verständigen und einsichtsvollen Russen an dessen Echtheit, heutzutage ist aller Zweifel daran verschwunden, jeder Orthodoxe glaubt fest an das Wunder. Das Volk hält mit Liebe die Erinnerung an diesen angeblich letzten Sprößling des alten Rurik'schen Herrscherstammes fest und die Uglitscher haben vor drei Decennien erst diesem jungen Märtyrer einen prächtigen „Potswietschnik" (Kandelaber von Silber) gewidmet, der neben seinem nur an Festtagen geöffneten Sarge in der Archangelski Sabor (Kathedrale des Erzengels Michael) steht. Eine an diese Kathedrale gleichsam angehängte kleine Kapelle birgt den Sarg Basil Schuiski's, dessen Grabschrift ihn als „Welikoi Knäs" (großer Fürst) bezeichnet.

Verweht sind die Tage jenes wilden Kampfes um den Thron, deren unsere Erzählung gedenkt, aber nicht die Erinnerung an sie. Marina Miszuek, die lateinische

Czarin des heiligen Rußlands, hat auch ihrer beiden Gemahle Schicksal nach derem Tode getheilt, denn wie des Ersteren Asche in alle Winde verstreut wurde und mit der beginnenden Herrschaft Michael Romanows auch die sterblichen Ueberreste des zweiten Demetrius aus der Kathedrale zu Kaluga entfernt wurden, ohne daß irgend eine Spur vorhanden, wohin man sie gebracht, eben so unbekannt ist Marina's Grabstätte. Sie verscholl und nur die Geschichte des großen Reiches weiß noch von ihr.

E n d e.

Lubojatzky, Franz Anton,

Eine lateinische Czarin und ihr Schicksal historische Erzählung

Bd.: 2

Wien (1862)